

Editorial

Sabine Hödl

Ich führe hier überhaupt ein herrliches Leben. Jedenfalls ist mein Aufenthalt in Galizien die schönste Studienreise, die ich je gemacht habe. Dies schrieb der Maler Maximilian Liebenwein im Juni 1915 an seine Frau, als er sich mit den österreichisch-ungarischen Truppen an der Nordostfront befand. Die Wahrnehmung von Ereignissen, schrecklichen Ereignissen, wie ein Krieg sie nach sich zieht, konnte subjektiv höchst unterschiedlich sein. Alma Hannig führt in ihrem Beitrag zu Liebenwein aus, dass das Gefühl, an der „Weltgeschichte“ teilzunehmen, und die zahlreichen Eindrücke an der Front auch positive Erlebnisse und Erinnerungen möglich machten.

Wie unterschiedlich die Erfahrungen sein konnten, ist auch dem einführenden Beitrag von Erwin Schmidl über „Jüdische Soldaten der k.u.k. Armee im Nahen Osten“ zu entnehmen. Als Teil der Truppen zu kämpfen und damit den Patriotismus unter Beweis zu stellen war eine wesentliche Motivation für jüdische Kriegsteilnehmer: *Nicht nur auf den Schlachtfeldern sind hervorragende Leistungen von jüdischen Soldaten vollbracht worden, sondern auch unsere rückhaltlose patriotische Treue hat sich als ein Faktor von wirklich staatsertreuem Werte erwiesen.*

Dieser Beweis der patriotischen Treue bewog auch zahlreiche jüdische Bürger Russlands dazu, sich zum Militärdienst zu melden, wie Benjamin Grilj beschreibt. Dies wurde in den ersten Kriegsmonaten auch durchaus zur Kenntnis genommen, doch wandte sich das Blatt bald und „die Juden“ wurden als Sündenböcke für die ersten militärischen Misserfolge herangezogen.

Auch die Jüdinnen und Juden des Deutschen Kaiserreichs hofften mit dem Kriegsbeginn auf die endgültige Gleichberechtigung und versuchten „dem Konformitäts- und Loyalitätsdruck, dem alle Bevölke-

runkskreise, insbesondere aber die Juden, ausgesetzt waren“ zu entsprechen. Sabine Hank geht in ihrem Beitrag auf die Erfahrungen jüdischer Kriegsteilnehmer ein: *Ich bin der einzige Jude unter uns. Wir kommen aber miteinander ganz gut aus, wohl aus dem Grunde, weil die andern nicht wissen, welcher Religion ich angehöre.*

Gerald Lamprecht führt aus, dass die Sichtbarmachung der jüdischen Beteiligung am Krieg, die als wichtiges Element einer gesellschaftlich vollständigen Anerkennung gesehen wurde, durch eine „Würdigung der jüdischen Kriegsdienstleistungen und auch der jüdischen Opfer“ nach dem Krieg unterstützt werden sollte. Daraus resultierte eine öffentliche jüdische Erinnerungskultur an den Ersten Weltkrieg in Form von Denkmälern, Gedenktafeln und -inschriften.

Mit den Auswirkungen des Krieges im Alltag beschäftigt sich Christoph Lind in seinem Beitrag zur Versorgung der jüdischen Bevölkerung Wiens mit koscheren Lebensmitteln. Der Umgang mit der Rationierung und der Nichtverfügbarkeit von notwendiger Nahrung werden ebenso thematisiert wie antisemitische Vorwürfe aufgrund einer angenommenen jüdischen Besserstellung.

Einem bisher unbekanntem Aspekt der Kriegsjahre widmet sich Clemens Ableidinger. Er befasst sich mit der Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling in Amstetten (Niederösterreich) und geht auf die durch den Krieg bedingten zusätzlichen Aufgaben ein.

Der Große Krieg beeinflusste wie kein Kriegsgeschehen davor das Leben der Menschen. Gerade die jüdische Bevölkerung verband mit dem Kriegsausbruch Hoffnungen auf eine endgültige Gleichstellung. Zwar waren die Kriegserfahrungen häufig die gleichen, der Wunsch nach endgültiger Akzeptanz ging jedoch schlussendlich nicht in Erfüllung.

Jüdische Soldaten der k.u.k. Armee

Erwin A. Schmidl



Jüdische Soldaten tauchen in Literatur und Witz meistens als eher exotische, manchmal komische Figuren auf, vor allem als Angehörige der Nachschub-Einheiten, des „Trains“, wie das in der k.u.k. Armee hieß, oder als jüdische Militärärzte, beide nicht als wirklich vollwertig betrachtet – man denke etwa an Joseph Roths „Radetzky marsch“. Die Realität war freilich eine andere: Österreich war das erste europäische Land, in dem Juden bereits 1788 zum Militär eingezogen (und damit als „wehrwürdig“ erachtet) wurden.¹ Seit den Napoleonischen Kriegen gab es auch Offiziere jüdischer – oder, wie es damals meist hieß, „mosaischer“ bzw. „israelitischer“ – Religion. Der Anteil der jüdischen Soldaten im Militär näherte sich um 1900 mit 3,9 Prozent bereits dem jüdischen Bevölkerungsanteil von damals etwas über vier Prozent an. Die Masse der jüdischen Soldaten diente in der

kämpfenden Truppe und keineswegs nur – wie oft behauptet wird – im Train oder bei der Sanität. Für den Ersten Weltkrieg nimmt man an, dass rund 300.000 jüdische Soldaten in der k.u.k. Armee gedient haben – es werden Zahlen zwischen 275.000 und 400.000 genannt. Rund 30.000 jüdische Soldaten kamen in diesem Krieg ums Leben.

Unter den Berufsoffizieren waren Juden um die Jahrhundertwende mit rund einem Prozent gering repräsentiert, unter den Reserveoffizieren machten sie hingegen fast ein Fünftel aus – dabei erfassten die Statistiken nur Personen jüdischer Religion, nicht solche jüdischer Abstammung.² Entgegen manchen Legenden, dass jüdische Offiziere keine höheren Chargen erreichen konnten, gab es vor und im Ersten Weltkrieg insgesamt sieben jüdische Offiziere im Generalsrang, dazu weitere unter den Ärzten und Militärbe-

und ihr Einsatz im Nahen Osten während des Ersten Weltkrieges



*Jüdische Soldaten mit dem Feldrabbiner Dr. Samuel Balaban im Militärtempel in Lublin. Der Soldat vorne im Bild fungierte als Kantor.
© Heeresgeschichtliches Museum*

*K.u.k. Gebirgshaubitze in einer Stellung bei Gaza, 1917
© Sammlung Peter Jung*

amten: Im aktiven Dienst Generalmajore wurden vor dem Ersten Weltkrieg Eduard Ritter von Schweitzer (1844–1920), der im Ruhestand sogar noch zum Feldmarschall-Leutnant ernannt wurde, und Heinrich Ulrich Edler von Trenckheim (1847–1914). Zwei weitere verdiente Offiziere jüdischer Religion wurden bereits im Ruhestand mit dem Titel eines Generalmajors ausgezeichnet: Alexander Ritter von Eiss (1832–1921) und Simon Vogel (1850–1917). Im Weltkrieg erreichten dann der Artillerist Dr. Leopold Austerlitz (1858–1924) sowie die Infanterieoffiziere Maximilian Maendl von Bughardt (1850–1929) und Carl Schwarz (1859–1929) die Charge des Generalmajors. Erst nach Kriegsende erhielten in Ungarn Márton Zöld de Sióagárd (vormals Mór Grün bzw. Grünhut, 1865–1946) und in Österreich Emil Sommer (1869–1947) im Ruhestand den Titel eines Generalmajors verliehen.

Dennoch bestanden weiter Vorurteile gegen jüdische Soldaten, ja verstärkten sich teilweise sogar im Gefolge der allgemeinen antisemitischen Strömungen der Jahrhundertwende. Der Erste Weltkrieg schien vielen Juden daher auch eine Gelegenheit, dagegen anzukämpfen. Dies war das Ziel mehrerer Publikationen, so des von Moritz Frühling herausgegebenen „Jüdischen Kriegsgedenkblattes“, von dem zwischen 1914 und 1917 insgesamt sechs Hefte mit Nachrufen und Würdigungen für tapfere jüdische Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften erschienen.³ Auch das vom Verein „Jüdisches Kriegsarchiv“ in Wien herausgegebene „Jüdische Archiv“ berichtete ab Mai 1915 über Heldentaten jüdischer Soldaten und die Opferbereitschaft patriotischer jüdischer Zivilisten. Es gelte, so formulierte es der Leitartikel leider fast prophetisch, einer nach dem Krieg drohenden, *alles Dagewesene überbietende[n]* an-



tisemitschen Bewegung zu begegnen, zumal wir uns in diesem Kriege über alle Erwartung hinaus bewährt haben: Nicht nur auf den Schlachtfeldern sind hervorragende Leistungen von jüdischen Soldaten vollbracht worden, sondern auch unsere rückhaltlose patriotische Treue hat sich als ein Faktor von wirklich staatsertreuem Werte erwiesen. [...] Bis in die letzten Details müssen wir [daher] alle Vorkommnisse buchen.⁴

Bemerkenswert – und auf den ersten Blick überraschend – ist, dass jüdische Kriegsteilnehmer übereinstimmend berichten, im Militär selten mit Antisemitismus konfrontiert gewesen zu sein, jedenfalls deutlich weniger als im Zivilleben. So erzählte der 1894 geborene Oberleutnant Rudolf Kohn in einem Fernseh-Interview 1986: *Ich habe beim Militär überhaupt einen Antisemitismus nicht gespürt und das habe ich [den Habsburgern] sehr angerechnet.* Natürlich muss man bedenken, dass derartige Aussagen – nach den Schrecken des Holocaust – auch von einer gewissen nostalgischen Verklärung der Vergangenheit bestimmt waren. Insgesamt aber gab es in der k.u.k. Armee, die sich ja bewusst als das Heer eines multi-ethnischen Staates verstand und daher nicht als „nationale“ sondern als eine über den Nationalitäten stehende Organisation, weniger offenen Antisemitismus als im Zivilleben.⁵ Zu den jüdischen Soldaten, die auch negative Erfahrungen machten, gehörte der damalige Unteroffizier des Feldjäger-

Bataillons 25 aus Brünn/Brno Eugen Hoeflich (1891–1965). So vermerkte er im Juli 1915 in seinem Tagebuch, eine Unterhaltung zwischen Offizieren mitgehört zu haben: *Da sagte grad Einer: „Die Juden sind feig.“ [...] Einer sagte, er kenne eine Ausnahme. Der Erste widersprach. [...] Und das sind die Leute, mit denen ich, Einer dieser Feigen, mein Leben dem Tode bieten soll!*⁶ Hoeflich wurde wenig später im Gefecht bei Sokal (am Bug, heute in der westlichen Ukraine gelegen) schwer verwundet; er wurde mit der Bronzenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet und im weiteren Verlauf des Krieges zum Leutnant der Reserve ernannt.

Österreichisch-ungarische Truppen in der Türkei und in Palästina

Bereits als Offizier gehörte Hoeflich zu jenen k.u.k. Truppen, die ab Ende 1915 in das Osmanische Reich entsandt wurden, um den Verbündeten am Bosphorus zu unterstützen. Insgesamt dienten rund 12.000 österreichisch-ungarische Soldaten im Nahen Osten.⁷

Zu Kriegsbeginn war die österreichisch-ungarische Präsenz im Nahen Osten noch bescheiden. So gab es einen nie durchgeführten Plan, die Einfahrt in den Suezkanal durch ein Schiff zu blockieren, das dort mit Beton gefüllt und versenkt werden sollte. Der Pries-ter und Orientalist Dr. Alois Musil (1868–1944), ein

Cousin des bekannten Schriftstellers Robert Musil, versuchte 1914/15, die Stämme der arabischen Halbinsel gegen Großbritannien zu einen.⁸ Im Jänner 1915 führte ein österreichischer Reserveoffizier ein kleines Kommandounternehmen zur Sprengung der ägyptisch-britischen Ölraffinerien am Roten Meer. Und österreichische Skilehrer, an ihrer Spitze der damals bekannte Skipionier und Zoologe Dr. Viktor Pietschmann (1881–1956), sollten die türkischen Truppen für den Kampf in den Bergen des Kaukasus schulen.⁹

Erst ab Ende 1915 – als durch die Besetzung Serbiens die Landverbindung wieder hergestellt war – kamen österreichisch-ungarische Truppen in größerem Maßstab in der Türkei zum Einsatz. Dabei handelte es sich vor allem um Artillerie-, Transport- und Sanitätseinheiten. Außerdem betrieben österreichische und ungarische Ingenieure die Erforschung der Ölfelder im nördlichen Mesopotamien (Irak) und den Betrieb der Hejas-Bahn in Palästina.

Anlass für diese verstärkte militärische Präsenz war der Landungsversuch der Entente auf der Halbinsel Gallipoli am Eingang zu den Dardanellen 1915. Österreich-Ungarn entsandte Ende 1915 eine schwere Mörser-Batterie (mit schweren 24 cm-Mörsern des Modells M.98 ausgestattet) und eine schwere Haubitzen-Batterie mit 15 cm-Geschützen an die Dardanellen. Beide Batterien bewährten sich in der Schlussphase der Kämpfe bei Gallipoli und blieben auch danach im Land.

Für die zweite Suez-Expedition entsandte Österreich-Ungarn 1916 zwei Gebirgs-Batterien nach Palästina. Jede Batterie verfügte über vier 10 cm-Gebirgshaubitzen, die für den Transport zerlegbar waren und sich daher besonders für den Krieg in der Wüste eigneten. Da diese Formationen auch über entsprechende Versorgungselemente verfügten, waren sie weit stärker als auf dem europäischen Kriegsschauplatz – eine Batterie zählte rund 1.000 Mann. Diese beiden Gebirgs-Batterien bildeten zusammen eine Abteilung (die in der



*Linke Seite: Jüdische k.u.k. Soldaten an der Klagemauer
© Zionist Archives*

*K.u.k. Soldaten vor der Grabeskirche, um 1916
© Sammlung Peter Jung*



Dort, wo es keine Synagogen gab, wurden eigene Kriegssynagogen errichtet, wie hier bei Doberdò im Karstgebiet bei Görz (Gorizia). © Heeresgeschichtliches Museum

k.u.k. Armeesprache als „Division“ bezeichnet wurde), nach ihrem Kommandanten, Major Adolf Marno von Eichenhorst, als „Haubitzen-Division von Marno“ benannt. Später wurde Marno durch Hauptmann Wladislaw Ritter von Truskowski abgelöst, der in der zweiten Gaza-Schlacht fiel. Letzter Kommandant dieser Truppe war Hauptmann Rudolf Schaffer, einer der höchstdekorierten k.u.k. Offiziere des Weltkrieges. Diese Geschütze bewährten sich in den Kämpfen bei Bir Romani und dann in den Gaza-Schlachten im März und April 1917, in denen die osmanischen, deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen die britischen Versuche, von Ägypten aus nach Palästina vorzürücken, abwehren konnten. Die Rolle der österreichisch-ungarischen Artillerie wurde auch von britischer Seite anerkannt. Erst im November 1917 konnten die britischen und Commonwealth-Truppen (darunter viele Australier und Neuseeländer) in der dritten Gaza-Schlacht durch den überraschenden Angriff bei Beer-sheba (Be'er Scheva) die Stellungen der Mittelmächte aus der Flanke „aushebeln“ und nach Jerusalem vorrücken, das am 9. Dezember 1917 kapitulierte.

Neben verschiedenen Schul- und Ausbildungs-Formationen gelangte 1917 eine weitere Batterie (mit zwei 10,4 cm-Feldkanonen) in die Türkei; diese nahm zusammen mit den beiden Gebirgs-Batterien im No-

vember 1917 an der dritten Gaza-Schlacht teil. Ende 1917 erhielten die Gebirgs-Batterien neue 10 cm-Feldhaubitzen M.14. Alle drei Batterien begleiteten Ende 1917 und 1918 die Rückzugskämpfe der türkischen Heeresgruppe Yilderim im Raum Jerusalem und weiter nach Syrien. In der zweiten Jordan-Schlacht im April 1918 mussten die Kanoniere ihre Geschütze mit dem Karabiner in der Hand verteidigen, weil ihnen die Munition ausging. Von einer weiteren Gebirgsartillerie-Abteilung (mit 7 cm-Gebirgskanonen), die im Herbst 1918 nach Syrien geschickt wurde, kam nur noch eine Batterie zum Einsatz. Nach dem Waffenstillstand gelangten die österreichisch-ungarischen Truppen nur unter Schwierigkeiten und Entbehrungen zurück nach Konstantinopel und 1919 per Schiff über Odessa zurück in die Heimat.¹⁰

Jüdische und muslimische Soldaten

Bemerkenswert ist, dass man in Österreich-Ungarn anfangs – mit Rücksicht auf den türkischen Bundesgenossen – vermeiden wollte, Soldaten aus Bosnien-Herzegowina – die berühmten „Bosniaken“ – in das Osmanische Reich zu entsenden. Immerhin war Bosnien-Herzegowina bis kurz vor dem Weltkrieg Teil des Osmanischen Reiches gewesen. Die Annexion des seit

1878 von Österreich-Ungarn besetzten und verwalteten Gebietes hatte ja 1908 für eine veritable internationale Krise und schwere Verstimmung zwischen Wien und Konstantinopel (= Istanbul) geführt. Im weiteren Verlauf des Krieges allerdings spielte dies eine geringere Rolle, das 1917 für den Einsatz im Nahen Osten aufgestellte „Orient-Korps“ (eine regimentsstarke Formation mit vier Bataillonen) bestand zu rund drei Vierteln aus Bosniaken.¹¹ Allerdings gelangte das Orient-Korps nie in den Orient: Es kam zuerst in Serbien, 1918 am Piave in Italien und zuletzt in Albanien zum Einsatz.

Während man in Wien zurückhaltend war, was den Einsatz bosnischer bzw. muslimischer Soldaten betraf, hatte man kein Problem damit, jüdische Soldaten in den Nahen Osten zu entsenden. Mehrere Fotos zeigen jüdische k.u.k. Soldaten in Jerusalem, vor allem beim Gebet an der Klagemauer. Die ungarisch-jüdische Zeitschrift „Egyenlöseg“ berichtete anlässlich der Ankunft österreichisch-ungarischer

Truppen in Jerusalem im Sommer 1916, dass die Stadt mit türkischen, österreichischen, ungarischen und deutschen Flaggen beflaggt [war]. [...] Die Truppen zogen unter den Klängen des „Gott erhalte“ in die Stadt ein. [...] Der Jerusalemer Seminarprofessor M. D. Groß, k.u.k. Feldrabbiner, erwirkte tags darauf für die jüdischen Soldaten der k.u.k. Truppen dienstfrei und zeigte ihnen die heiligen Stätten der Stadt. [...] Bald darauf kam auch die zweite k.u.k. Abteilung an, in welcher sich drei jüdische Offiziere und viele Unteroffiziere befanden. Für diese veranstaltete die Lämelschule [eine österreichisch-jüdische Gründung] einen Festgottesdienst. [...] Erhebend war es, als die jüdischen k.u.k. Soldaten im Hofe der Lämelschule das hebräische Kaisergebet „Hananosen Aeschnoh“ für Franz Joseph I. sprachen.¹²

Natürlich befanden sich auch unter den Gefallenen in Palästina jüdische k.u.k. Soldaten. Ein Artillerie-Unteroffizier, Feuerwerker (= Feldweibel) Armin Keiner aus Budapest, schrieb an die Eltern des in der ersten Gaza-Schlacht am 26. März 1917 gefallenen


**UNSER
LAND
IN GUTER
HAND**

**GEWERKSCHAFT
ÖFFENTLICHER
DIENST**


www.goed.at



K.u.k. Soldaten in Jerusalem, um 1916 © Sammlung Peter Jung

Vormeister Nissim Behmoiras (1896–1917) wurde bei Gaza so schwer verwundet, dass er wenige Tage später starb. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof in Jerusalem © Sammlung Wildberger

Vormeisters (= Gefreiter der Artillerie) Ludwig Gonda: *Wir Juden standen gebrochen um sein Grab, an welchem wir das Kadischgebet verrichteten, nachdem das ausgerückte Offizierskorps und die Mannschaft abgezogen waren.*¹³ Einige Monate später, am 20. Juli 1917, wurde Vormeister Nissim Behmoiras (1896–1917), ebenfalls bei Gaza, durch Maschinengewehr-Feuer verwundet; er starb wenige Tage später. Behmoiras entstammte einer vornehmen sephardischen jüdischen Familie aus Adrianopel (Edirne in der Türkei), war aber in Brünn/Brno aufgewachsen und der k.u.k. Artillerie in Palästina als Dolmetscher zugeteilt worden. An seinem Begräbnis in Jerusalem nahmen k.u.k., deutsche und osmanische Offiziere und Abordnungen teil. Er wurde auf dem jüdischen Friedhof am Ölberg beerdigt. Auf Initiative von Dr. Peter Jung (1955–2003) und schließlich von Oberst i.R. Wolfgang Wildberger wurde sein Grab 2007 vom Österreichischen Schwarzen Kreuz restauriert.¹⁴ Nachfahren seiner Familie leben in Großbritannien.

Im letzten Kriegsjahr hingegen wurde mit Rücksicht auf die Türken versucht, die Zahl jüdischer Soldaten, vor allem in Kommandofunktionen, eher gering zu halten. Leutnant Hoeflich notierte am 17. Oktober 1917 in seinem Tagebuch: *Die systematische Ausmerzungen der jüdischen Soldaten hier erstreckt sich auch auf Mannschaftspersonen.*¹⁵ Eugen Hoeflich schrieb später

in dem Roman „Jerusalem wird verkauft oder Gold auf der Straße“ über diese Zeit. Er selbst war von der Begegnung mit dem Orient fasziniert und wanderte 1927 nach Palästina aus. Er nahm den Namen Moscheh Ya’akov Ben-Gavriël an und machte den Zweiten Weltkrieg auf Seite der Alliierten und später die Kriege 1948 und 1956 als Offizier der Israelischen Armee mit.

Die k.u.k. Truppen in der Türkei gehören mit ihren Tropenhelmen und Khaki-Uniformen sicher zu den exotischeren Formationen Österreich-Ungarns. Mit insgesamt rund 12.000 Mann waren sie zweifellos eine kleine Episode dieses weltweiten Krieges – aber eine, die heute zu Unrecht vergessen ist.

Anmerkungen

- ¹ Zum Thema allgemein: Erwin A. Schmidl, *Habsburgs jüdische Soldaten 1788–1918*. Wien-Köln-Weimar 2014. Einige Passagen des folgenden Textes basieren auf den entsprechenden Abschnitten dieses Buches, insbesondere den Seiten 116–119 und 122f.
- ² Genaue Zahlen gibt das fast jedes Jahr zwischen 1872 und 1912 erschienene, vom k.u.k. Technischen Militärkomitee in Wien herausgegebene *Militärstatistische Jahrbuch* an. Zahlen für die Religionszugehörigkeit der Offiziere sind ab 1897 verfügbar. 1911 wurden erstmals getrennte Statistiken für Mannschaften und Offiziersanwärter erstellt. Vgl. auch Wolfdieter Bihl, *Die Juden*. In: Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (Hg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd. III. Wien 1980, S. 880–948, hier S. 881–883.



- 12 Zitiert nach A[dolf] Gaisbauer, *K.u.k. jüdische Gräber in der Wüste und am Ölberg*. In: *David* 3/9 (1991), S. 14. Vgl. Schmidl, *Habsburgs jüdische Soldaten* (wie Anm. 1), S. 122. Ich bin HR i.R. Dr. Gaisbauer für zahlreiche Hinweise im Zuge meiner Arbeiten an diesem Thema zu großem Dank verpflichtet.
- 13 Gaisbauer, ebda.
- 14 Ebda und Peter Jung, *K.u.K. Grab am Ölberg*. In: *David* 2/6 (1990), S. 45. Vgl. auch Wilhelm Theuretsbacher, *Das Schicksal des Gefreiten Behmoiras*, *Kurier*, 25. Dezember 2007, S. 10. Schmidl, *Habsburgs jüdische Soldaten* (wie Anm. 1), S. 122f. Für ergänzende Hinweise danke ich Dr. Marcus Patka, MR Mag. Martin Senekowitsch und Oberst i.R. Wolfgang Wildberger.
- 15 Hoeflich, *Tagebücher* (wie Anm. 6), S. 23, Eintrag zum 17. Oktober 1917.

Weiterführende Literatur

- Moscheh Ya'akov Ben-Gavriël [Eugen Hoeflich], *Jerusalem wird verkauft oder Gold auf der Straße*. Wuppertal 2016.
- Wolfdieter Bihl, *Die Kaukasus-Politik der Mittelmächte* (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, Bd. 1–2). Wien-Köln-Graz 1975 und 1998.
- Eugen Hoeflich, *Der Weg in das Land: Palaestinensische Aufzeichnungen*. Wien 1918.

- 3 Moritz Frühling hatte schon 1911 ein „Biographisches Handbuch der in der k.u.k. österreichisch-ungarischen Armee und Kriegsmarine aktiv gedienten Offiziere, Ärzte, Truppen-Rechnungsführer und sonstigen Militärbeamten jüdischen Stammes“ veröffentlicht, das eine beachtliche Quelle an biographischen Details bietet.
- 4 An die Leser! In: *Jüdisches Archiv* 1/1915, S. 1f. Vgl. Schmidl, *Habsburgs jüdische Soldaten* (wie Anm. 1), S. 118.
- 5 Vgl. Schmidl, ebda, S. 116. Die beste Arbeit über das k.u.k. Offizierskorps ist zweifellos die Studie von István Deák, *Der k.(u.)k. Offizier*. Wien-Köln-Weimar 1991. Der Titel der Originalausgabe lautete vielsagend: *Beyond Nationalism: A Social and Political History of the Habsburg Officer Corps, 1848–1918*. New York-Oxford 1990.
- 6 Eugen Hoeflich (Moshe Ya'akov Ben-Gavriël), *Tagebücher 1915 bis 1927*. Hg. u. komm. von Armin A. Wallas. Wien-Köln-Weimar 1999, S. 5. Vgl. Schmidl, *Habsburgs jüdische Soldaten* (wie Anm. 1), S. 116f.
- 7 Dazu näher Peter Jung, *Der k.u.k. Wüstenkrieg: Österreich-Ungarn im Vorderen Orient 1915–1918*. Graz-Wien-Köln 1992. Auch die folgenden Angaben zum Einsatz österreichisch-ungarischer Truppen im Nahen Osten sind diesem Werk entnommen.
- 8 Vgl. Karl Johannes Bauer, Alois Musil: *Wahrheitssucher in der Wüste*. Wien-Köln-Graz 1989.
- 9 Jung, *Der k.u.k. Wüstenkrieg* (wie Anm. 7.), S. 28–30.
- 10 Vgl. ebda und auch Josef Pomiankowski, *Der Zusammenbruch des Osmanischen Reiches: Erinnerungen an die Türkei aus der Zeit des Weltkrieges*. Wien 1927.
- 11 Christoph Neumayer, Erwin A. Schmidl, *Die bosnisch-herzegowinischen Truppen im Ersten Weltkrieg*. In: Dies. (Hg.), *Des Kaisers Bosniaken: Die bosnisch-herzegowinischen Truppen in der k.u.k. Armee – Geschichte und Uniformierung von 1878 bis 1918*. Wien 2008, S. 126–185, hier S. 142–145. Anders als im heutigen Sprachgebrauch bezeichnete „Bosniak“ damals bosnische Soldaten bzw. Landesbewohner ungeachtet ihrer Religion. Daher waren rund ein Drittel der Bosniaken Muslime, der Rest Orthodoxe und Katholiken.

ORF. WIE WIR.

WENN ES ZEIT IST GESCHICHTE ZU SCHREIBEN

Kultur und Information

Mehr Kultur und Information

unter tv.ORF.at/ORFdrei und im ORF-III-Newsletter:
Einfach anmelden unter ORFdrei.insider.ORF.at

SAMSTAG
ZEITGESCHICHTE

Freiwillige Arbeit für ein

„Marianne, wann lesen wir?“ Die Kinder warten schon ungeduldig auf ihre Lesepatin Marianne Bernhart (63), die vor ihrer Pensionierung als Ärztin tätig war. Sie ist nun seit zwei Jahren in der Volksschule Am Hundsturm in Wien-Margareten im Leseinsatz und besucht wöchentlich die „Dschungelklasse“, eine Integrationsklasse mit vier Kindern mit sonderpädagogischem Förderbedarf, vielen Kindern mit Migrationshintergrund und zwei LehrerInnen. Heute hat Marianne einen aktuellen Zeitungsbericht über einen Vulkanausbruch auf Hawaii und ein Buch über Vulkane mitgebracht. Langsam wird Wort für Wort gelesen, die Kinder zeigen die Zeilen mit den Fingern mit. Die Insel Hawaii schauen sie sich später auf der Karte an.

„Ich mag dich, weil du mit mir liest ...“

Marianne ist nicht nur das Lesen wichtig, sie möchte den Kindern viel mehr vermitteln. Zu Weihnachten war sie mit ihnen im Tiergarten Schönbrunn. Viele Kinder wussten gar nicht, dass es in Wien einen Zoo gibt und waren beim Anblick der Tiere begeistert. So ist es wenig verwunderlich, dass bei der nächsten

Lesestunde das mitgebrachte Tierlexikon der „absolute Hit“ war. Die Lesepatin war sogar in der Bücherei ums Eck und hat den Kindern gezeigt, wie sie sich Bücher ausborgen können. Marianne erzählt auch von ihrem Sorgenkind, auf das sie besonders stolz ist: „Am Anfang hat sie sich beim Lesen überwinden müssen, aber jetzt ist ihr der Knopf aufgegangen.“ Eine andere Schülerin, ein Mädchen aus Syrien, will Wissenschaftlerin werden. Ihr Vorbild ist Marianne.

Die Lesepatin bekommt von den Kindern „unheimlich viel zurück“. Sie hat einen Kalender mit dem Spruch „Ich mag dich, weil du mit mir liest, danke!“ geschenkt bekommen. Und sie hat extra eine Liste angelegt, damit jedes Kind zum Lesen drankommt: „Sonst sind sie beleidigt.“ In der Flüchtlingskrise 2015 hatte sie das Gefühl, sich sozial engagieren zu wollen. Zeit zu schenken bewirke manchmal mehr als Spendentätigkeit.

Besuch vom Therapiehund

Wenn Kelly, die fünfjährige Golden Retriever-Hündin von Jochen Gold, den Raum betritt, ist sie der Star. Der Unternehmer und zweifache Vater ist als Freiwilliger in seiner Freizeit mit dem Familienhund beim Therapiebegleithunde-Team des Samariterbundes, Gruppe Favoriten, unterwegs. Einmal in der Woche besuchen die zwei einen Kindergarten oder eine Schule, um Kindern den Umgang mit Tieren beizubringen. Oder sie helfen beim Besuch im Pensionistenheim älteren Menschen geistig und körperlich fit zu bleiben. „Ich wollte für mich und den Hund eine sinnvolle Beschäftigung finden. Ursprünglich hatte ich an eine Ausbildung als Rettungshund gedacht, dann bin ich über den Samariterbund zum Therapiebegleithund-Programm gekommen“, sagt Jochen.

Lesepatin Marianne Bernhart mit zwei Mädchen © David Bohmann



besseres Miteinander



Lesepatin Marianne Bernhart mit „ihrer“
Schulklasse © David Bohmann



Begleithund Kelly © David Bohmann

Verhaltensweisen lernen – Erinnerungen hervorholen

Heute sind Kelly und Jochen in einem Kindergarten in der Leopoldstadt. Die Kinder streicheln Kelly, Jochen erklärt, was die Hündin mag und wie Kelly zeigt, dass es ihr jetzt zu viel wird. „Bei Besuchen in Schulen mit älteren Kindern geht es dann um die Themen Tierhaltung und wie man sich mit fremden Hunden verhält. Vor allem Kinder mit Migrationshintergrund haben oft kaum Erfahrung mit Hunden.“

Bei seinen Besuchen im Altersheim wird Kelly sogar zur Medizin für die BewohnerInnen. „Viele ältere Herrschaften erinnern sich beim Umgang mit Kelly an ihre eigenen Tiere. Der Hund ist dann Ansporn sich zu bewegen oder bringt Abwechslung in den Alltag. Sogar Menschen, die unter Demenz leiden, können sich über Streicheln und Eindrücke oft wieder an Erlebtes erinnern“, erzählt Jochen.

Kelly und Jochen haben eine von der Veterinärmedizinischen Uni entwickelte Ausbildung als Besuchshund und Hundeführer absolviert. Grundsätzlich kann

jeder Hund zum Besuchshund ausgebildet werden. Das Tier sollte von sich aus gutmütig und eher ruhig sein. Neben der Ausbildung sollten Hund und HundeführerInnen unter der Woche Zeit für Training und Besuche haben.



Machen Sie auch mit

Sie wollen sich auch engagieren? Das Netzwerk für Freiwilligentätigkeiten »Freiwillig für Wien« bietet Orientierungs- und Entscheidungshilfe:

Telefon + 43 1 52 33 44
www.freiwillig.wien.at

„Es war sehr nothwendig, dass ich alles

Der Maler Maximilian Liebenwein

Alma Hannig



Ich führe hier überhaupt ein herrliches Leben. Jedenfalls ist mein Aufenthalt in Galizien die schönste Studienreise, die ich je gemacht habe. Und wenn ich von Dir gute Nachrichten von anhaltender und fortschreitender Besserung empfangen würde, so wäre es eine der glücklichsten Zeiten, die ich je erlebt. [...] Hier stürmt eine Überfülle auf mein Auge ein, so dass mir die Auswahl schwer wird; [...] Völkerwanderung, Völkerdämmerung, Germanenzug, Weltgeschichte, größer als sie je geschah, und ich darf es erleben!¹

Als der Wiener Maler Maximilian Liebenwein diese Worte an seine an Krebs erkrankte Frau Anny richtete, befand er sich seit knapp drei Wochen an der Nordostfront, wo im Juni 1915 heftigste Kämpfe um Przemyśl und Lemberg tobten. In einer Zeit, in der die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gegen Russland militärische Erfolge feierten, wünschte sich Liebenwein, diese Erlebnisse mit seiner Frau teilen zu können (3. 7. 1915): *Das einzige, was mir abgeht, bist Du, meine Frau Liebste; Wie schad', dass Du nicht mit dabei sein kannst.* Was heute irritiert, lässt sich häufig

mit eigenen Augen sehe.“

im Ersten Weltkrieg



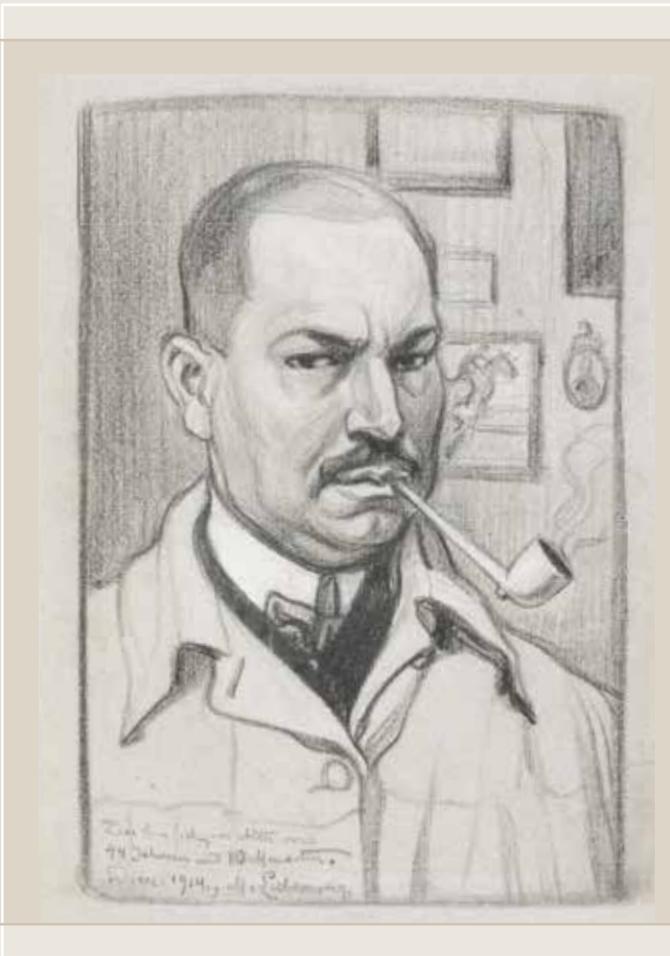
*Flüchtlinge, 18.10.1915.
Alle in diesem Artikel
gezeigten Bilder stammen
aus dem Besitz der Familie
Liebenwein.*

*Linke Seite: Liebenweins
Darstellungen der jüdischen
Bevölkerung: Straßenszene
in Stary Dzików, 23.6.1915*

in Aufzeichnungen und Briefen aus dem Ersten Weltkrieg finden, nicht selten bei Künstlern, die ihren Kriegsdienst an der Ostfront verrichteten: Die meisten zeigten sich von den Landschaften, die sie zuvor nicht kannten, und den vielfältigen Eindrücken des Kriegsgeschehens überwältigt; zugleich waren sie begeistert von der Tatsache, an der „Weltgeschichte“ teilnehmen zu können. Dass Maximilian Liebenwein seinen Fronteinsatz als „die schönste Studienreise“ bezeichnete, zeigt einen besonderen Umgang mit Kriegserfahrungen, der für viele Soldaten und Künst-

ler wahrscheinlich überlebenswichtig war. Seine Fokussierung auf die Malerei sowie Liebenweins ausführliche Berichterstattung über schreckliche, aber auch positive Fronterlebnisse halfen ihm, den Krieg physisch und psychisch weitgehend unversehrt zu überstehen.

Im Gegensatz zu vielen anderen Künstlern verfügte Liebenwein über eine solide militärische Ausbildung und nahm aufgrund seines Alters (46 Jahre) und des späteren Kriegsdiensteintritts im Juni 1915 eine nüchternere und ruhigere Haltung ein als viele seiner jungen, militärisch gänzlich unerfahrenen Kollegen, die



Maximilian Liebenwein, Selbstporträt: „Das bin ich im Alter von 44 Jahren und 10 Monaten, Wien 1914, M. Liebenwein.“

bereits zu Kriegsbeginn eingezogen worden waren. Bis Kriegsende 1918 berichtete er seiner Familie fast täglich in einer äußerst umfangreichen Korrespondenz von verschiedenen Fronten und fertigte Skizzen und Zeichnungen an. Die Briefe passierten trotz ihrer zum Teil heiklen Inhalte die Zensur. Die Vielfalt der in Bild und Wort behandelten Themen, der enorme Umfang der überlieferten Skizzen und Korrespondenzen sowie Liebenweins außergewöhnliche Beobachtungsgabe lassen diesen bisher unentdeckten Nachlass als eine der bedeutendsten Quellen über die Kriegserfahrung und -wahrnehmung eines österreichischen Künstlers im Ersten Weltkrieg erscheinen.

Liebenweins Leben und Werk

Maximilian Liebenwein (1869–1926) wird heute als ein „weitgehend Unbekannter“² oder „ein vergessener Secessionist“³ bezeichnet, obwohl sich seine Werke, die früher bei großen, prestigeträchtigen Ausstellungen zu sehen waren, in den Sammlungen bedeutender Museen befinden. Meist sucht man seinen Namen

vergeblich in den gängigen Publikationen zur Wiener Kunst um 1900, deren Fokus auf Gustav Klimt, Egon Schiele und Oskar Kokoschka viele bedeutende Künstler in Vergessenheit geraten lässt. Ein Blick in die Tageszeitungen sowie Kunst- und Kulturzeitschriften aus der Zeit um die Jahrhundertwende offenbart jedoch, dass Liebenwein damals ein bekannter und anerkannter Maler, Zeichner und Buchillustrator war. Er war ein langjähriges Mitglied der Wiener Secession (1900–1926), stellte dort regelmäßig aus, fungierte als ihr Vize-Präsident (1912–1913) und war federführend bei der Entscheidung, ihr Gebäude im Ersten Weltkrieg dem Roten Kreuz zu überlassen.⁴ Während Maximilian Liebenweins äußerst vielfältiges künstlerisches Schaffen in den vergangenen Jahren durch mehrere Ausstellungen und Publikationen „wiederentdeckt“ wurde, sind seine Skizzen und Zeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg weitgehend unbekannt.

Der Künstler entstammte einem bürgerlichen Wiener Haus: sein Vater war Kaufmann und sein Großvater, Josef Kundrat, Jagdleiter und Leibkammerdiener von Kaiser Franz Joseph. Von 1887 bis 1893 studierte Liebenwein die Malerei an der Wiener Akademie der bildenden Künste, unterbrach jedoch 1889 das Studium, um als Einjährig-Freiwilliger seinen Militärdienst zu absolvieren. Nachdem er die Prüfung zum Reserve-Offizier bei der Kavallerie im Jahr 1892 erfolgreich abgeschlossen hatte, besuchte er bis Ende 1902 regelmäßig Waffenübungen.⁵ Nach der Militärzeit setzte er sein Studium an den Kunstakademien in Karlsruhe und München fort, arbeitete anschließend als freischaffender Künstler und unternahm mehrere Studienreisen.

Im Jahr 1899 ließ sich Liebenwein in Burghausen (Bayern) nieder und heiratete zwei Jahre später die Wienerin Anna Essigmann. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor, Hans Georg (1902) und Wolfgang Ferdinand (1911). Nach einer Zwischenstation in Linz zog die Familie 1910 nach Wien. In dieser Zeit entwickelte Liebenwein seinen unverwechselbaren Stil, der zwischen Impressionismus und Jugendstil angesiedelt war und bereits Elemente der Neuen Sachlichkeit enthielt.

Es ist die Zeit seiner größten Erfolge: Liebenweins Werke wurden bei Ausstellungen in Wien, Salzburg, Linz, München, Breslau, Frankfurt, Köln, Stuttgart und Karlsruhe gezeigt sowie in der Fachpresse besprochen und abgebildet. Die letzten großen Erfolge vor dem Ersten Weltkrieg feierte er bei der ersten Internationalen Jagdausstellung 1910 sowie in der Wiener Secession 1913. Nicht nur der Kaiser fand anerkennende Worte, sondern vor allem die Fachwelt.⁶ Der Künstler erhielt mehrere Auszeichnungen. Von 1915 bis 1918 wurde Maximilian Liebenwein als Ordonnanzoffizier an der Nordost- und Südwestfront eingesetzt. Im Dezember 1918 kehrte er nach Wien zurück, zog aber 1921 endgültig nach Burghausen. Er arbeitete an verschiedenen Bilderzyklen, stellte gelegentlich in der Wiener Secession aus und gründete zusammen mit Alfred Kubin und weiteren Künstlern im Jahr 1923 die Innviertler Kunstgilde. Am 17. Juli 1926 verstarb Maximilian Liebenwein an den Folgen eines Gehirnschlags in einem Münchener Krankenhaus.

Österreichische Künstler im Krieg

Der Krieg veränderte das Leben der meisten österreichischen Künstler: viele waren entweder im Auftrag des Kriegspressequartiers als Kriegsmaler beschäftigt oder wurden in den Kampf geschickt. Das Kriegspressequartier, das dem Armeeoberkommando unterstellt war und neben Journalisten, Schriftstellern und Musikern auch eine Kunstgruppe mit Malern, Bildhauern und Fotografen unterhielt, war für die Propaganda zuständig. Die Gemälde und Skizzen der Maler dienten als eine Art künstlerischer Berichterstattung von den Kriegsschauplätzen. Sie wurden ausgestellt, in Zeitungen abgedruckt oder als Postkarten zugunsten der Kriegsfürsorge verkauft. Zahlreiche Künstler bewarben sich bei der Kunstgruppe, nicht zuletzt um auf diese Weise dem Dienst an der Waffe zu entgehen.⁷ Die Habsburgermonarchie hatte im Vergleich zu den anderen kriegführenden Ländern durch diesen besonderen Schutzraum die wenigsten Opfer unter Künstlern zu beklagen. Es gab allerdings auch Künstler, die es als ihre Pflicht ansahen, in diesem als „Verteidigungskrieg“ deklarierten Konflikt für ihr Land zu kämpfen. Unter dem Eindruck der allgemeinen Propaganda in Europa verbreiteten sich auch unter den Künstlern nationalistische, chauvinistische, zuweilen biologische und sozialdarwinistische Ansichten. Manche suchten an der Front die Auseinandersetzung mit der

Wirklichkeit, andere glaubten an eine Reinigungsfunktion des Krieges (Katharsis) beziehungsweise an dessen schöpferische Kraft. Schließlich gab es auch solche, die Sehnsucht nach Taten, Abenteuern und Grenzerfahrungen verspürten. Dies trifft auf die Künstler aller kriegführenden Staaten zu. Sie gingen von einem falschen Bild des Krieges aus und glaubten an einen kurzen und siegreichen Kampf. Erst die traumatischen Erlebnisse an der Front und der Tod ihrer Freunde und Familienangehörigen führten zur Ernüchterung und teilweise zur Ablehnung des Krieges. Nur wenige Künstler waren von Anfang an entschiedene Kriegsgegner, einige von ihnen gingen ins neutrale Ausland ins Exil.⁸

Auch wenn eine systematische Untersuchung über die Künstler der Habsburgermonarchie im Ersten Weltkrieg fehlt, sind die Schicksale einzelner Künstler – allen voran Oskar Kokoschka, Egon Schiele, Anton Kolig, Gustav Klimt und Anton Egger-Lienz – in zahlreichen Ausstellungen und Publikationen aufgearbeitet worden.⁹ Ihre Situation lässt sich jedoch kaum mit derje-

Ottenstein

– HOTEL –

Seerestaurant
Bootsbetrieb



Peygarten Ottenstein 60, 3532 Rastenfeld
Tel +43 (0)2826 251, rezeption@hotelottenstein.at
www.hotelottenstein.at

nigen Liebenweins vergleichen, da die Unterschiede in Alter, Funktion, Status, Motivation und militärischer Vorbildung groß waren.

Maximilian Liebenwein im Krieg

Wie viele andere Künstler und Literaten meldete sich Maximilian Liebenwein nach Kriegsbeginn 1914 freiwillig zum Kriegsdienst, wurde jedoch aufgrund seines fortgeschrittenen Alters zunächst zurückgestellt. Auch wenn er sich in Form von Kriegskünstlerkarten, Plakaten und Vivatbändern sowie bei der Illustration eines Kriegsliederbuchs zugunsten der Kriegsfürsorge engagierte,¹⁰ zeigte er sich enttäuscht, am Kriegsgeschehen nicht direkt mitwirken zu können. In einem Brief vom 24. Januar 1915 schrieb er an seine Frau Anny: *Glückliche, beneidenswerthe Jugend, der es vergönnt ist, mitzuhelfen! Fast könnte man weinen, dass man solch ein alter Esel und altes Eisen ist!* Nach massiven personellen und materiellen Verlusten der k. u. k. Armee im ersten Kriegsjahr wurde Maximilian Liebenwein am 3. Juni 1915 doch noch als berittener Ordonnanzoffizier und Adjutant des Generals beim XVII. Korps an die Ostfront geschickt. In dieser Funktion besuchte er Kriegsschauplätze und Beobachtungsposten, überbrachte

Befehle und begleitete den Korpskommandanten.¹¹ Mit Zustimmung seiner Vorgesetzten verbrachte Liebenwein viel Zeit mit der Malerei, ohne jemals offiziell als Kriegsmaler beschäftigt zu werden.¹² Seine Frau Anny, die *stolz und glücklich* war, dass er *dabei sein* konnte, äußerte schon nach wenigen Tagen die Sorge, dass er mit dieser Aufgabe allein möglicherweise unzufrieden sein könnte (4. und 7. 6. 1915): *Du bist zum Zeichnen draußen, vergiß das nicht, die anderen zum Kämpfen, das was Du kannst, kann dafür wieder kein anderer, daher komme Dir nicht verächtlich oder feig vor, wenn Du nicht vorne dran bist.*

Der erste Einsatz führte Maximilian Liebenwein nach Galizien; es folgten Einsätze in der Bukowina, in Wolhynien, Tirol und an der Isonzofront. Mehrfach wurde er ausgezeichnet und im Sommer 1918 zum Rittmeister befördert. Die im Feld angefertigten 54 Skizzenbücher und etwa 300 Skizzenblätter wurden ein visuelles Kriegstagebuch, vergleichbar mit den Kriegsalben, die viele Soldaten für ihre Familienangehörigen zusammenstellten. Einerseits hielt Liebenwein auf diese Weise seine Eindrücke fest, andererseits handelte es sich bei den Skizzen auch um Studien, die durchaus als Vorlage für spätere Arbeiten gedacht waren. In der Auswahl der Motive war Liebenwein frei. Seine große



Marschbataillon 17/18 marschiert in Luck ein, 4. 1. 1916

Rechte Seite: Gefangene Italiener aus den Gefechten am 15. und 16. Mai, St. Christoph, 17. 5. 1916

Faszination für Tiere, allen voran Pferde, schlägt sich in den Skizzenbüchern nieder. Ebenso wie die meisten anderen bildenden Künstler fertigte Liebenwein unzählige Landschaftsstudien an, in denen er sowohl die Kriegszerstörungen wie auch idyllische Szenen festhielt. Neben den modernen Waffen, insbesondere großen Geschützen, zeichnete Liebenwein den Soldatenalltag – die ständigen Märsche, Feldküchen, Schützengräben – sowie auch Verletzte, Tote, operierende Ärzte oder auch hochrangige Militärs. Die Skizzen und Zeichnungen wirken objektiv und tendenzlos. Das brutale Kampfgeschehen, entstellte Opfer der Artillerie oder auch Kriegsverbrechen lassen sich bei Liebenwein nicht finden, ebensowenig Propagandabilder. Die reine Beobachterrolle scheint der Künstler lediglich bei der Darstellung von Straßenszenen sowie vom Leid der Zivilbevölkerung, insbesondere von Flüchtlingen, zu verlassen. Mit wenigen Strichen vermag er, die Verzweiflung, die Armut, den Hunger, die Erschöpfung, Trauer und Angst festzuhalten. Oft sind es einzelne Menschen, die im Mittelpunkt stehen, meist jedoch die vielen Mütter und Kinder. Als feinfühligem Zeichner und mitfühlendem Beobachter erzeugt er auch beim Betrachter Empathie. Scheinbar unabsichtlich entstehen sozialkritische Darstellungen, die den Alltag

der Menschen in den Grenzgebieten, wo der Krieg seine heftigsten Spuren hinterließ, wiedergeben.¹³

Liebenweins Briefe stellen eine wichtige Ergänzung dar, da sie manche Bilder erklären und vieles enthalten, was in den Zeichnungen nicht zu sehen ist, beispielsweise Verbrechen oder „Hörerfahrungen“ (Musik oder Kanonendonner). Insbesondere in den ersten Wochen sah sich Liebenwein mit vielen neuen, unerwarteten Situationen konfrontiert (17. 6. 1915): *Es war sehr notwendig, daß ich alles mit eigenen Augen sehe. Denn es hat sich vieles verändert, alles sieht ganz anders aus, als man sich's zu Hause vorstellt.* Der Einsatz von modernen Waffen und Technik, die er nicht kannte, da er Ende 1902 aus dem Militärdienst ausgeschieden war, ließen ihn resümieren: *Ich bin noch aus der alten Ritterzeit, denn die Manöver, die ich noch 1900 mitgemacht habe, [...] kommen mir vor wie ein kindliches Kriegsspiel der Schuljugend [...].*¹⁴ Während Liebenwein die verheerende Wirkung der Artillerie authentisch schilderte, erscheint seine Darstellung des ohrenbetäubenden Lärms der Kanonen, der bei vielen Soldaten zu Nervenzusammenbrüchen und dauerhaften Hörschäden führte, zu harmlos: In seiner Beschreibung „reden“ (21. 6. 1915) die Kanonen und werden sogar zur „Musik“, an die er sich gewöhnt habe (8. 7. 1915): *Ich*



It. Christoph 17. 5. 1916.
 Gefangene Italiener
 aus dem Gefechte vom 15. u. 16. Mai



*Offiziere und Einheimische,
Podlaka, 17.10.1916*

*Rechte Seite: Klara Neustein,
Jüdin aus Luck, 12.1.1916*

unterscheide bereits nach dem Schalle unsre von den Deutschen und russischen Geschützen, Haubitzen von Kanonen und Granaten von Schrapnells. Das lernt man sehr bald. Ob dies seiner Wahrnehmung tatsächlich entsprach oder ob er damit dem Klischeebild des sensiblen Künstlers entgegenwirken wollte, lässt sich nicht feststellen.

Befremdlich wirken seine Schilderungen einer kriegserischen Idylle, in der zumeist Pferde, schöne Landschaften und die Kameradschaft eine wichtige Rolle spielen. Auch hier werden die visuellen Eindrücke, die sich anhand der Skizzen nachvollziehen lassen, um die akustische Ebene ergänzt (3. 7. 1915): *Der Abend vor meiner Hütte [...] war idyllisch. Froschgequack im Teich, Kanonendonner in der Ferne, über uns ein paar große Kirschbäume voll kleiner reifer Kirschen, und der Sternhimmel mit dem großen und dem kleinen Bären. Ringsum an Feuern Soldaten, kochend*

*und lagernd, Ziehharmonika, Gesang und ‚Fotzhobel‘ der Oberösterreicher, hinter der Hütte ruhende Pferde, als meine nächsten Nachbarn.*¹⁵ Liebenwein betonte sehr häufig, wie gut es ihm gehe und wie gesund er sich fühle (19. 6. 1915): *Ich fühle mich wie der Fisch im Wasser. Für mich ist der Krieg eine Nervenheilstätte.*¹⁶ Wovon und wie seine Nerven dort „geheilt“ würden, blieb unausgesprochen. Am 21. Juni 1915 schickte er seiner Frau „Vergissmeinnicht aus dem Wäldchen“ und einen Tag später wünschte er sich, sie könnte die *braven gutmütigen und gar nicht übermütigen Kriegspferde* reiten beziehungsweise einfach „dabei sein“ (3. 7. 1915). Angesichts dieser „Kriegsidylle“ zeigte sich Anny verwundert (21. 6. 1915): *Wie ich aus Deinen Berichten ersehe, fasst Du die Sache von Anfang an ganz ruhig auf, die toten Russen scheinen keine Gefühle in Dir zu erwecken.*

Liebenwein erwähnte in seinen Briefen zwar Verwundete und Tote, doch waren seine Schilderungen von den zerstörten und niedergebrannten Dörfern, die er meist als „Greuel der Verwüstung“ bezeichnete, am emotionalsten (19. 6. 1915): *Dann wieder Dörfer, bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Von den Häusern steht meist nur noch der Herd. [...] Aus den Trümmern steigt Rauch und Brandgeruch auf. Die armen Einwohner suchen im Schutt nach Dingen, die noch brauchbar ge-*

blieben sind.¹⁷ Besonders nahe ging ihm das Schicksal der vielen Flüchtlinge, die sich in den Wäldern versteckt gehalten und unter freiem Himmel gelebt hatten und nun *mit ihrer armseligen Habe* zurückkehrten (28. 6. 1915, morgens und abends): *Ganze Wagen voll Kinder und alte Leute, Bettzeug, junge Hunde, Kanarienvögel, Petroleumlampen, Pelze, Tongeschirr [...]. Manche lachten und winkten uns zu, andere weinten. [...] Ein armer alter Jud zeigte mir das Kellerloch, in dem er mit seiner Tochter vergangenen Winter gewohnt hat.*

Die leidvollen Erfahrungen der *Juden, die hier sehr arm und schmutzig sind* (21. 6. 1915), wurden häufig thematisiert (22. 6. 1915): *Nicht minder freuen sich die Juden über unsere Anwesenheit. [...] Die Juden sind hier sehr verschüchtert durch die vielen schlechten Erfahrungen der letzten Zeit; und den Kanonendonner in der nächsten Nähe, die Brandröthe am Himmel vertragen sie gar nicht. Vorgestern nacht als die Kanonade besonders arg war, wollten sie wieder fliehen. Erst auf die Versicherung hin, daß auch wir schlafen gehen, begab sich der wimmelnde*



*Ameisenhaufen der Judengasse zur Ruh.*¹⁸ In Liebenweins Berichten über seine Gespräche mit Juden, ihre Bräuche und alles, was ihm ungewöhnlich erschien, lassen sich manche klischeehaften Vorurteile finden: ebenso wie in der eben zitierten Stelle spielt Liebenwein auf die stereotype Feigheit und Ängstlichkeit der Juden an, wenn er beispielsweise am 24. Juni 1915 von der aus seiner Sicht völlig unbegründeten Angst eines jüdischen Kindes vor einem kleinen Hund schreibt. Auch die Geschäftstüchtigkeit der Juden wird erwähnt, die vor ihren verbrannten, ausgeplünderten Häusern ihren *Tinnef* [wertloser Kram] [...] *den Soldaten aufzuhängen suchen.*¹⁹ Zu diesen charakterlichen Stereotypen passen die physiognomischen, welche sich in Liebenweins Zeichnungen niederschlagen: Kaftan tragende Männer mit großer Nase und Spodik (von chassidischen Juden getragener Pelzhut) auf dem Kopf sowie Buben mit Kippa, alle mit Schläfenlocken. Dies waren Menschen, deren Erscheinungsbild ihm interessant erschien, weshalb er sie in verschiedenen Studien festhielt. Obwohl Liebenwein seine Heimatstadt einmal als „halbjüdischen Rassenbabel“ (16./17. 1. 1915) bezeichnete und sich nach der Rückeroberung Lembergs durch die österreichisch-ungarisch-deutschen Truppen am 26. Juni 1915 wünschte, dass *die vielen Lemberger, die Wien verschönern, wieder dorthin gehen, woher sie zu uns kamen*, müssen bei solchen antisemitischen Aussagen die damaligen Denkmuster und Mentalitäten berücksichtigt werden. Im Wiener Groß- und Bildungsbürgertum fanden Werke von Ernest Renan und Houston Stewart Chamberlain, die als grundlegend für den Rassenantisemitismus gelten, viel Beachtung und Verbreitung; auch Maximilian Liebenwein las sie (16.–19. und 26. 1. 1915). Im persönlichen Umgang mit den jüdischen Opfern zeigte er Mitgefühl. Entsetzt berichtete er am 28. Juni 1915 seiner Frau: *Was die Juden in C. über den russischen Besuch erzählen spottet jeder Beschreibung. Sie haben auf offenem Markt alle Jüdinnen, die über 12 Jahre alt waren, vergewaltigt. Dann haben sie ihnen gestohlene Sachen geschenkt, aber die Häuser angezündet.* Für Frauen hingegen, die mit den russischen Offizieren „ein wahres Luderleben“ geführt hatten, empfand Liebenwein ebenso wie für Spione und Überläufer lediglich Verachtung (26. 6. 1915).²⁰

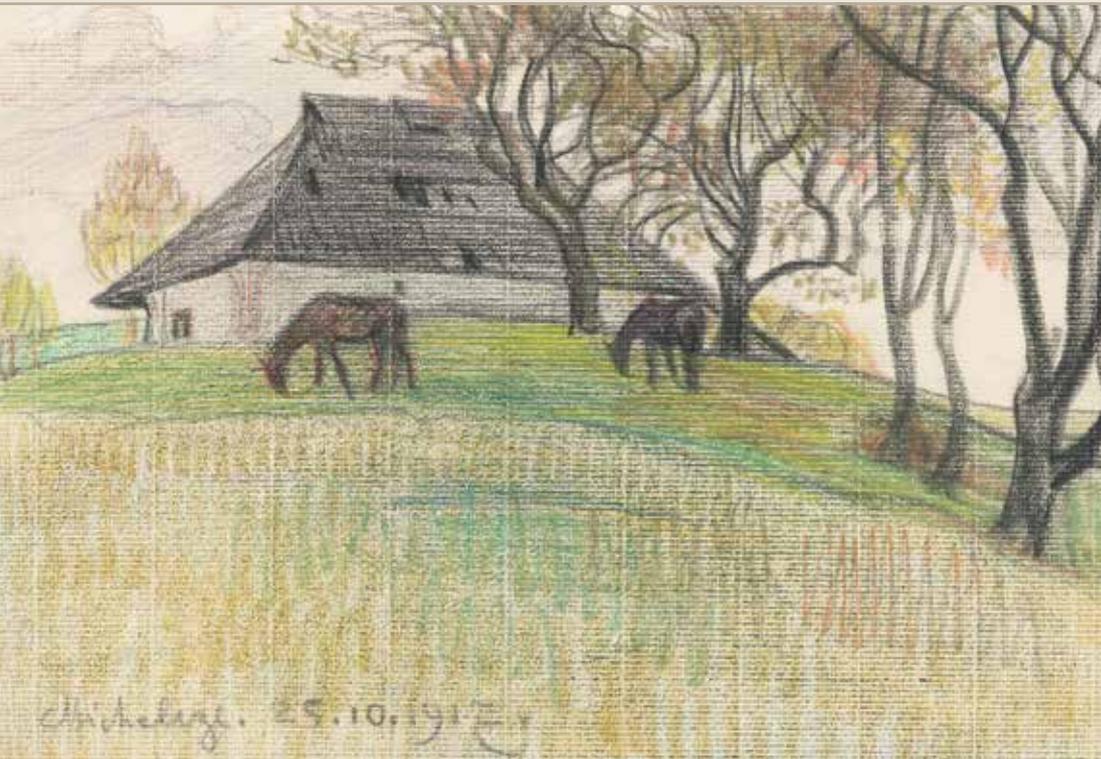
Abschließend lässt sich festhalten, dass Maximilian Liebenweins Skizzen und Briefe einen hohen dokumentarischen Wert haben und ihn zu einem wichtigen Chronisten der Sozial- und Alltagsgeschichte, der zwischenmenschlichen Beziehungen sowie der weiblichen



und männlichen Erfahrungs- und Lebenswelten im Ersten Weltkrieg machen. Darüber hinaus bieten sie Reflexionen und eine sinnliche Wahrnehmung des Krieges.

Anmerkungen

- 1 Maximilian Liebenwein an Anny Liebenwein, 25. 6. 1915; Zitat Überschrift: Maximilian an Anny, 17. 6. 1915: Nachlass Maximilian Liebenwein. In: Privatarchiv Liebenwein. Alle nachfolgenden Korrespondenzen und Zeichnungen sind dem Privatarchiv Liebenwein entnommen. Mein besonderer Dank für die uneingeschränkte und unkomplizierte Benützung des Nachlasses gilt Hermann und Gunter Liebenwein.
- 2 Lothar Schultes, Vorwort. In: Ders. (Hg.), Maximilian Liebenwein. Ein Maler zwischen Impressionismus und Jugendstil. Linz 2006, S. 11. Der Katalog leuchtet große Teile des Lebens und Werks von Liebenwein kenntnisreich aus. Siehe auch Sonja Menches, Nähere Betrachtungen zu Leben und Werk von Maximilian Liebenwein (1869–1926) im Zeitraum 1895–1914. Diplomarbeit Wien 2007.
- 3 Matthias Boeckl, Maximilian Liebenwein – ein vergessener Secessionist. In: Vernissage 23 (2003), S. 40–44, hier S. 40.
- 4 Fremden-Blatt, 6. 8. 1914, S. 11.
- 5 Qualifikationsliste Maximilian Liebenwein, Kriegsarchiv Wien, Pers Quall HR 1760.
- 6 Neue Freie Presse, 19. 6. 1910, S. 11.
- 7 Siehe Walter Reichel, „Pressearbeit ist Propagandaarbeit“. Medienverwaltung 1914–1918: Das Kriegspressequartier. Wien 2016; Jozo Džambo (Hg.), Musen an die Front! Schriftsteller und Künstler im Dienst der k.u.k. Kriegspropaganda 1914–1918. München 2003. Zu den bekanntesten Mitgliedern der Kunstgruppe zählten Albin Egger-Lienz, Oskar Kokoschka, Anton Kolig, Ferdinand Andri, Berthold Löffler und Oskar Laske.
- 8 Für die Künstler im Ersten Weltkrieg in ganz Europa siehe Bundeskunsthalle Bonn (Hg.), 1914 – Die Avantgarden im Kampf. Köln 2013; Rainer Rother (Hg.), Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges. Berlin 1994; Bernd Küster (Hg.), Der Erste Weltkrieg und die Kunst. Von der Propaganda zum Widerstand. Oldenburg 2008.
- 9 Siehe vor allem Elisabeth Leopold, Peter Weinhäupl, Ivan Risti, Stefan Kutzenberger (Hg.), Trotzdem Kunst! Österreich 1914–1918. Wien 2014; Ursula Storch: „An den Nutzen des Krieges für die Kunst glaube ich nicht.“ Kunst und Künstler 1914 bis 1918. In: Alfred Pfoser, Andreas Weigl (Hg.), Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg. Wien 2013, S. 394–403.
- 10 Fremden-Blatt, 15. 12. 1914, S. 12; 20. 12. 1914, S. 37; 4. 2. 1915, S. 2; 3. 7. 1915, S. 11. Das Plakat, 1. 9. 1915, S. 29; 1. 11. 1915, S. 21; 1. 3. 1916, S. 54; 1. 1. 1917, S. 52.
- 11 Liebenwein erklärte seiner Frau, dass „das Telephon im modernen Kriege den reitenden Ordonnanzoffizieren den größten Theil ihrer Arbeit ab[nimmt].“ (10. 7. 1915).
- 12 „Wie Du siehst, bin ich recht fleißig und habe eigentlich beinahe nur ‚Malerdienst‘.“ (26. 6. 1915).
- 13 Eine Auswahl an Liebenweins Kriegsskizzen ist abrufbar unter: <http://ww1.habsburger.net/de/personen-objekte-ereignisse/maximilian-liebenwein> (20. 3. 2017). Siehe auch Kriegszeichnungen von ihm in: Die Graphischen Künste 39 (1916), S. 81–95.
- 14 Vgl. 28. 6. 1915.
- 15 Vgl. 17., 22. und 24. 6. 1915.
- 16 Vgl. 3. und 10. 7. 1915.
- 17 Vgl. 21. 6. und 7. 7. 1915.
- 18 Vgl. 26. 6. 1915.
- 19 Vgl. 22. 6. 1915.
- 20 Ebd. und 3. 7. 1915.



*„Kriegerische Idylle“.
Michalice, 25. 10. 1917*

*Linke Seite: An der
Grenze zwischen Leben
und Tod. Čepovan,
7. 10. 1916*

Was braucht eine Bank zum Erfolg? Unabhängigkeit.

Seit über 25 Jahren begleiten wir österreichische Firmen bei ihren Geschäften in Zentral- und Osteuropa. Das Geheimnis unseres Erfolgs: Strategische Entscheidungen werden dort getroffen, wo wir auch verwurzelt sind – in Österreich. Das macht uns zu einem unabhängigen und kompetenten Finanzpartner, bei dem einzig und allein die Interessen Ihres Unternehmens im Mittelpunkt stehen.

Meine Business-Bank.
www.rbinternational.com

 **Raiffeisen Bank
International**

Jüdische Soldaten

Rekrutierung, Aufstieg und Marginalisierung

Benjamin Grilj

Ein wesentlicher Bestandteil des Erinnerungskanons zur Ostfront des Ersten Weltkrieges ist das verbrecherische Vorgehen der zaristischen Truppen in Galizien und der Bukowina: Dörfer und Städte wurden, nachdem sie unter militärischer Kontrolle waren, geplündert, niedergebrannt, Männer ermordet und Frauen vergewaltigt. Von diesen Übergriffen waren vor allem die jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner betroffen: so waren zehn der elf Geiseln von Solotwina (Solotwyno) Juden, wurden in Sadagora (heute ein Teil von Czernowitz/Chernivci) ausschließlich jüdische Geschäfte geplündert, waren alle niedergebrannten Häuser in Dichtenitz (Dychtynez) im Besitz von Juden und waren alle Mordopfer von Dembica (Dębica) Jüdinnen und Juden – weitere Beispiele wären anzuführen.

Vor allem Kosakenverbände gingen, mit Unterstützung der Bevölkerung, gezielt gegen die jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner vor und bestätigten damit das Bild des jüdenfeindlichen Russlands, das sich spätestens mit dem Osterpogrom von Kishinjow (Chişinău) 1903 oder dem Ritualmordprozess 1911 in Kiew auch in den „westlichen“ Medien durchgesetzt hatte. Der Terror richtete sich nicht nur gegen „feindliche“ Jüdinnen und Juden, sondern ebenso gegen die eigenen: überall in Russisch-Polen kam es zu Attacken. *Die Pogrome aus früheren Zeiten sind ein Nichts gegen die rasende Vernichtung jüdischer Häuser und jüdischen Lebens, die mit dem russischen Heere sich durch ganz Polen wälzt, mit ihm vorwärts, mit ihm rückwärts geht und es begleitet wie ein drohender Schatten.*¹ Die „Rechtfertigung“ für dieses Vorgehen war stets Spionage.

Antisemitismus in Russland

Die russische Geschichte ist von Antisemitismus geprägt und muss zum Verständnis der russisch-jüdischen Geschichte des Ersten Weltkrieges kurz erläutert werden. Juden war die Ansiedlung in Russland verboten. Erst die militärischen Erfolge im fünften russisch-osmanischen Krieg und die Annexion Ostpolens änderten die Situation grundlegend, weil nun hunderttausende Juden auf russischem Staatsgebiet lebten. Als Folge erließ Katharina II. eine Reihe von Gesetzen, wie den Erlass zur Schaffung eines Ansiedlungsrayons. Dieser erstreckte sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und westlich über Smolensk hinaus. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts lebten in diesem Gebiet mehr als 90% der russischen Juden und Jüdinnen, die dieses – mit wenigen Ausnahmen – nicht verlassen durften. Die Bewegungseinschränkungen, das rasche Bevölkerungswachstum und die unzähligen Sondersteuern führten zu einer Verarmung, sodass die ursprünglich (klein-)städtisch geprägten Juden zusehends aufs Land auswichen. Die finanzielle Notlage führte außerdem zur Schließung vieler Chadorim (traditionelle, religiös geprägte jüdische Schulen) und Jeschiwot (jüdische Hochschulen), doch erlaubte das von Alexander I. 1804 erlassene erste „Jüdische Statut“ die Aufnahme jüdischer Kinder in staatliche Schulen.

Nikolaus I. nahm sämtliche liberale Verordnungen zurück und sah das Judentum als Feind. 1827 führte er das mehrjährige Kantonistensystem, also eine Wehrpflicht für alle jüdischen Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren ein, kurze Zeit später folgte

in den russischen Armeen



Propagandistisch-faschistische Darstellung eines Soldaten des jüdischen Regiments Odessa, das es nie gab. © V. F. Soldatenko, Graždanskaja vojna v Ukraine: 1917–1920. Moskau 2003

die verpflichtende Schule, beides mit dem Ziel einer zwangsweisen Assimilation: *Mögen sie Analphabeten werden, wenn sie nur „Russen“ sind.*² Er differenzierte zwischen „nützlichen“ und „nutzlosen“ Juden, wobei Zweitere de facto schutzlos waren. Sohn Alexander II. erlaubte ausgewählten „nützlichen“ Juden – wie wohlhabenden Kaufleuten, Universitätsabsolventen, diplomierten Handwerkern etc. – sich außerhalb des Ansiedlungsrayons, vor allem in St. Petersburg und Moskau, niederzulassen. 1861 hob er die Leibeigenschaft auf, initiierte zahlreiche Reformen und führte eine allgemeine vierjährige Wehrpflicht ein. In den niedrigen Rängen waren die jüdischen Soldaten ihren christlichen und muslimischen Kameraden gleichgestellt, die Offizierslaufbahn war jedoch dem Adel und damit Christen vorbehalten.

Doch war Alexander II. beim Volk unbeliebt: mehrere Attentate wurden auf ihn verübt – eines davon erfolgreich, was das Land an den Rand der Rebellion rückte. Im nahezu rechtsfreien Raum in den drei Jahren nach seiner Ermordung 1871 kam es zu einer Reihe von Pogromen, vor allem in der heutigen Ukraine. Die modernere Forschung³ geht davon aus, dass diese gegen den Willen des neuen Zaren Alexander III. erfolgten, obwohl lokale Behörden beteiligt waren. Eine zaristische Untersuchung gab den Juden selbst die Schuld. Als Konsequenz durften sie sich nur noch in (Klein-) Städten niederlassen, an den Universitäten wurde ein Numerus Clausus eingeführt und die Moskauer Juden wurden vertrieben, was die jüdischen Gemeinden wesentlich veränderte: Viele wandten sich von der Reli-



gion ab und schlossen sich revolutionären Gruppen an, andere suchten Erfüllung im Chassidismus und die Wohlhabenderen schickten ihre Kinder an westliche Universitäten. Alexanders Sohn Nikolaus II. führte die antisemitische Politik fort und bediente sich noch stärker als seine Vorgänger der Zeitung „Novoje Vremija“, dem ersten Massenmedium Russlands. Gegen die zahlreichen Übergriffe auf jüdische Gemeinden schritt die Polizei nicht ein. Nikolaus II. wurde zunehmend autokratisch, woraufhin unzählige politische Bewegungen entstanden. Es kam zu einem Massenexodus vor allem in Richtung USA. Der Zar reagierte mit Repressionen, isolierte sich damit aber gesellschaftlich immer mehr. Bereits gefasste Reformpläne wurden verworfen, sodass die ab 1905 einsetzenden Revolutionsversuche abzusehen waren. Der Erste Weltkrieg kam trotz aller Vorzeichen überraschend, wenngleich nicht unerwünscht: so entstand – mit Verweis auf Peter den Großen – die Hoffnung auf eine slawische Einigung durch einen gemeinsamen Feind.

Juden in der russischen Armee

Vor diesem Hintergrund war nicht zu erwarten, dass sich die russischen Juden im besonderen Ausmaß in der zaristischen Armee engagierten – doch war das

Gegenteil der Fall. In der ersten Phase des Krieges schwappte der weit verbreitete Hurra-Patriotismus auch auf die jüdischen Gemeinden und sogar russisch-jüdische Exilanten über. Viele Studenten kehrten nach Russland zurück und meldeten sich freiwillig zum Kriegsdienst. Es kam zu einem „nationalen Schulterchluss“. Der jüdische Duma-Abgeordnete Naftali Fridman (auch: Friedmann) beschwor die nationale Einheit der Russen und meinte damit auch die Juden.⁴ Vladimir Puriskevich, Anführer der protofaschistischen „Schwarzen Hundert“, trat öffentlich mit einem Rabbiner auf.⁵ Der rechtsradikale Alexander A. Orlov meinte, [...] dass die Juden ihre Loyalität bewiesen hätten und daher größeres Vertrauen verdienten.⁶ Und schließlich wandte sich selbst Nikolaus II. im August 1914 an seine „lieben Juden“ und versprach ihnen Gleichberechtigung und Offiziersränge.⁷ Diese Nachrichten wurden massiv in der Presse verbreitet und wandten sich erstens an die Juden selbst, weil man sich auf diesem Wege erhoffte, mehr Soldaten rekrutieren zu können, und zweitens an die verbündeten wie auch verfeindeten Mächte, denen ein geeintes und starkes Russland präsentiert werden sollte. Viele Juden wiederum sahen den Krieg als Möglichkeit, ihre Zugehörigkeit zu beweisen, um im Gegenzug als vollwertige Bürger anerkannt zu werden.⁸



Kosaken-Verband vor der Schlacht bei Lemberg 1914
© commons.wikimedia.org

setzenden Angriffe auf Galizien und die Eroberung von Lemberg waren zwar erfolgreich, konnten den Stimmungswandel in Armee, Presse und Bevölkerung aber nicht mehr umkehren. Für diese Entwicklungen wurde ein Schuldiger gesucht und in den Juden gefunden. Die Zeitungen verbreiteten Gerüchte. So wurde „den Juden“ vorgeworfen, dass sie in Särgen statt Leichen Gold aus den Städten schaffen und den Deutschen übergeben würden.¹¹ Der Ahasver-Mythos vom „Ewigen Juden“ wurde in neue Kleider gehüllt,¹² und Schlagzeilen wie *für die Juden gibt es keine Entschuldigung und kann es auch keine geben*¹³ waren keine Seltenheit mehr. Von Seiten des Militärs wurden zwei Hauptvorwürfe erhoben: Spionage und Kollaboration. Sie wandten sich sowohl gegen die eigenen Soldaten als auch gegen die Zivilbevölkerung im Land und in den besetzten Gebieten. Träger dieser russischen „Dolchstoßlegende“ waren vor allem die drei Zeitungen „Novoje Vremija“, „Russkije Vedomosti“ und „Russkij Invalid“, die mit Berichten über die „Mordechai-Majore“¹⁴ Hass schürten. Obwohl alles frei erfunden war, reagierte die Heeresleitung und erließ im April 1915 einen Befehl, demnach Offiziere melden mussten, *wie gerne sich die Juden gefangenennehmen lassen, wie sie sich schlagen und welchen Einfluss sie auf die nichtjüdischen Soldaten ausüben*. Das vom „Russkij Invalid“

gestreute Gerücht, dass jüdische Kriegsgefangene auf Grund der „gemeinsamen Sprache“¹⁵ von den Deutschen eingesetzt würden, um Russen zu misshandeln, verfestigte das militärische Misstrauen.

Verdrängung und Schuldzuweisung

Als Konsequenz meldeten sich fast keine Juden mehr freiwillig zur Armee, worin Medien und das Oberkommando eine Bestätigung der Vorwürfe sahen. Es kam zu ersten Zwangsrekrutierungen unter Studenten, die anfangs verschont geblieben waren. Da diese aber quantitativ nicht in der Lage waren, die Lücken der Verluste zu schließen, griff Nikolaus II. auf das Differenzierungsmodell von Nikolaus I. zurück, ersetzte aber begrifflich die „bezpolesnij“ (nutzlosen) durch die „inorodnyj“ (artfremden, fremdstämmigen)¹⁶ Juden und schickte sie an die Front.

In der Zwischenzeit hatten sich die österreichischen und deutschen Truppen vereinigt und drängten gemeinsam die russischen Truppen aus Russisch-Polen. Gleichzeitig erließen russische Offiziere Befehle gegen „die Juden“, unterschieden darin aber nicht mehr zwischen Zivilisten und eigenen Soldaten. *Die Juden sollen gegen den Feind getrieben werden, kein Einziger soll im Armee-Rayon zurückgelassen werden,*¹⁷



Die Hauptstraße des kampflos eingenommenen und rückeroberten Sadagora im September 1917 © Privatbesitz

September 1917 - Ein Bild mit dem gezeichneten Sadagora

wurde demnach doppelt verstanden: einerseits wurden jüdische Zivilisten, die eigentlich „evakuiert“¹⁸ werden sollten, zwischen die Frontlinien getrieben, und andererseits wurden russisch-jüdische Soldaten bewusst aufgerieben. Gleichzeitig hetzten die Zeitungen die Heeresleitung gegen die „Befehlsverweigerer“ und „Drückeberger“ auf, sodass diese feststellte, dass die „jüdische Pest“ immer weiter um sich greife und es nur eine Frage der Zeit sei, bis sich der *Volkszorn [...] auch gegen völlig unschuldige Eltern und Kinder*¹⁹ entladen werde. Die innermilitärische Situation eskalierte derart, dass selbst Pogrome unter Soldaten nicht mehr auszuschließen waren. Die Antwort des Zaren war einfach: er ignorierte die Situation, sowohl persönlich als auch bürokratisch, sodass jüdische Soldaten nach dem Spätsommer 1915 nur noch ausnahmsweise in den Akten aufscheinen.

Mit Ausnahme der Brussilow-Offensive folgte ein russischer Misserfolg auf den nächsten. Nikolaus II., der gehofft hatte, mit dem Krieg das Land zu einen, stand spätestens ab da vor einem Scherbenhaufen: zu groß waren die sozialen, wirtschaftlichen und strukturellen Probleme. Es folgten schließlich die Februarrevolution, die Abdankung und eine bürgerliche Regierung. Bereits acht Tage nach der Februarrevolution wurden sämtliche Beschränkungen für Minderheiten

Flexibel?
Sicher!

Gemeinsam
Fair
Arbeiten

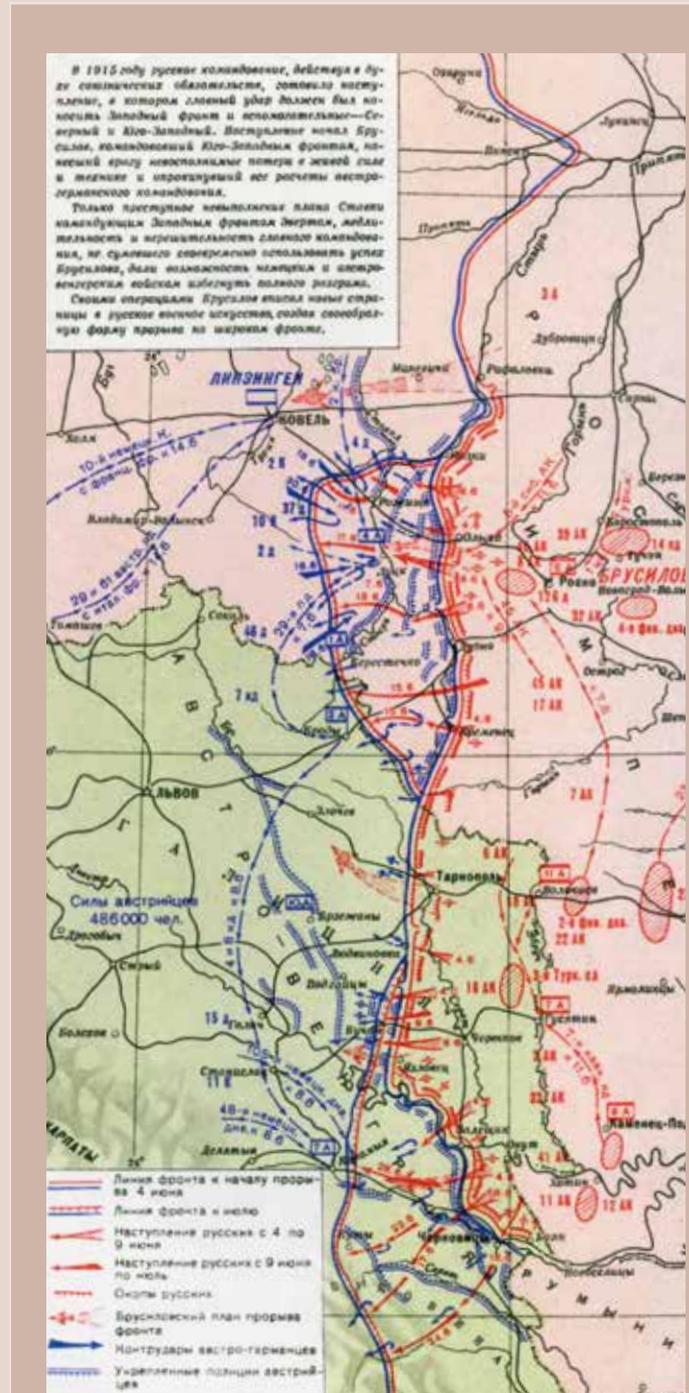
- » **NICHT MEHR ARBEITEN** als bisher sondern, wenn Arbeit da ist
- » **LÄNGERE FREIZEITBLÖCKE:** Bessere Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Freizeit
- » Höhere Wettbewerbsfähigkeit, mehr Arbeitsplätze und **SICHERES EINKOMMEN**
- » Am Weltmarkt eine Rolle spielen und dadurch **ARBEITSPLÄTZE SICHERN**

Die Industrie. www.iv.at/arbeitszeit 

aufgehoben, so auch die für Juden. In der Zwischenzeit setzten „Unwilligkeitserscheinungen“ an der Front ein: statt zwei Millionen Mann standen ab März 1917 nur noch 1,4 Millionen zur Verfügung. Die neugeschaffene Dualität aus militärischer Hierarchie und Soldatenräten beschleunigte die Zersetzungsercheinungen.²⁰ Politisch konnte und wollte die Regierung nicht aus dem Krieg austreten, weil sie wegen der weiten feindlichen Vorstöße in der Ukraine Gebietsverluste befürchten musste, die zu einer massiven Beeinträchtigung der Lebensmittelversorgung geführt hätte. Zusätzlich wollte man paktreu bleiben. Doch die Mehrheit der Bevölkerung war nicht mehr für den Krieg, was Lenin in die Hände spielte. In seiner ersten Rede in Petrograd wandte er sich direkt an die Soldaten und an die Jüdinnen und Juden – doch wurden diese nicht zu Trägern der Oktoberrevolution. Bereits am Tage nach dem „Sturm“ auf das Winterpalais erließ Lenin das „Dekret über den Frieden“, demnach allen Kriegsparteien „gerechte Gespräche“ angeboten werden sollten. Formal endete der Erste Weltkrieg für Russland mit dem Frieden von Brest-Litowsk am 3. März 1918: über 1,8 Millionen Soldaten waren gefallen, wie viele davon Juden waren, lässt sich heute nicht mehr feststellen.

Unmittelbar nach der Oktoberrevolution setzte der russländische Sezessionskrieg – besser bekannt als russischer Bürgerkrieg – ein, der als Teil des Ersten Weltkrieges gesehen werden muss, weil zentrale Fragen nach Staat(-lichkeit), Zugehörigkeit und Identität im Vordergrund standen. Die Verkürzung auf den Begriff eines russischen Bürgerkrieges spiegelt sich in der vereinfachten Darstellung als Kampf zwischen „den Roten“ und „den Weißen“ wider: im zerfallenden Russland kämpften unterschiedliche Verbände in wechselnden Bündnissen mit- und gegeneinander. Im Gegensatz zum vorangegangenen Krieg fehlten hier klassische Merkmale einer Armee auf beiden Seiten wie z. B. Rekrutierungsprozesse, weil die Kampfformationen im Wesentlichen auf Freiwilligkeit basierten.

Ein Topos zur Oktoberrevolution und Roten Armee ist die jüdische Beteiligung oder gar die federführende Rolle von Juden, die schon von Zeitgenossen gerne konstruiert wurde; sie kumulierte in der nationalsozialistischen Gleichsetzung von „Jude“ und „Kommunist“ und taucht noch heute in (Verschwörungs-)Theorien auf. Doch ist dieser Topos Mythos. Die russ(länd)ischen Juden waren größtenteils unpolitisch und wenn doch, dann verstärkt im „Allgemei-



Darstellung der russischen Brussilov-Offensive im Sommer und Herbst 1915 © Atlas Offiziera, Moskau 1934

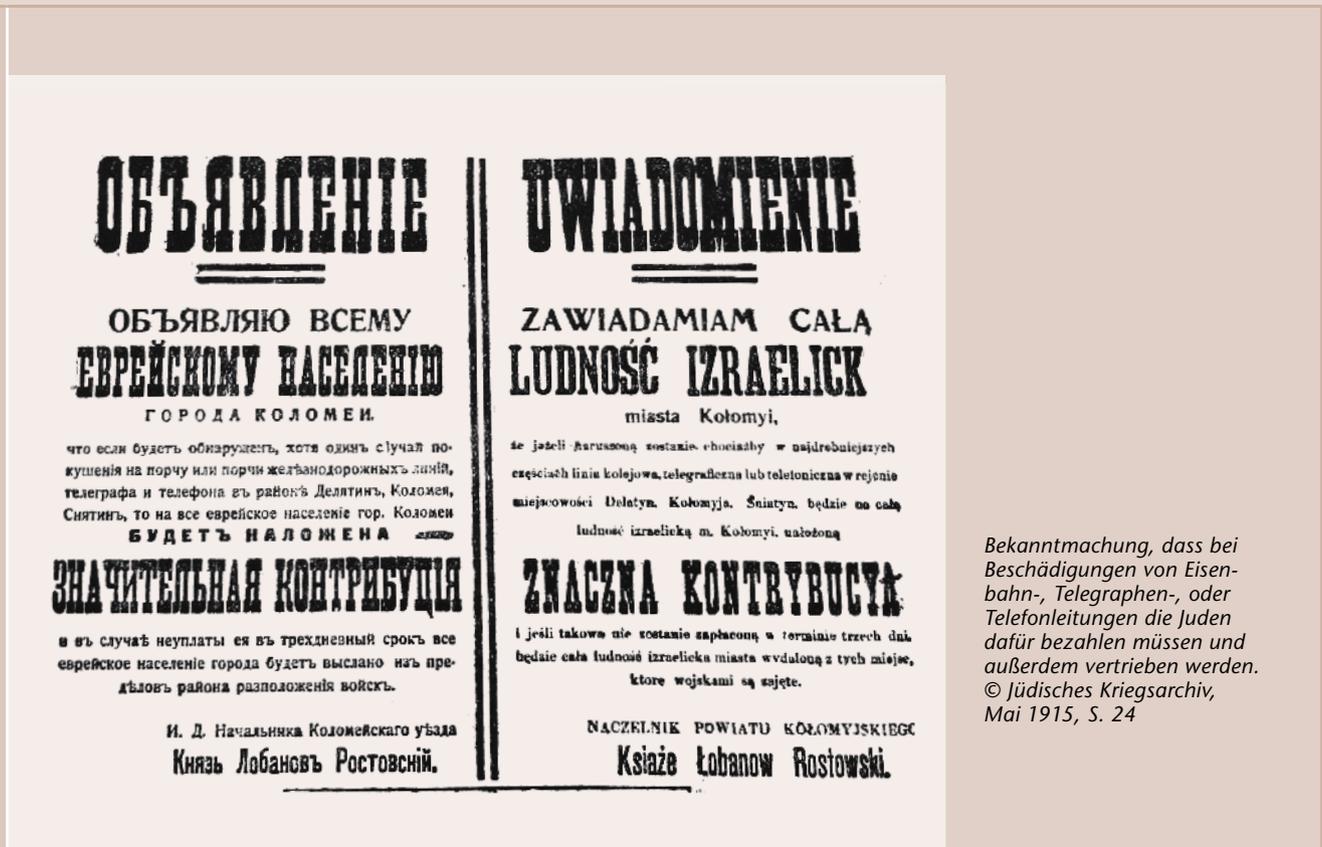
nen jüdischen Arbeiterbund“ (kurz Bund) sozialisiert. Der jüdische Anteil bei den Bolschewiki war nach aktuellen Schätzungen marginal.

Als militärischer Hauptgegner „der Roten“ müssen bei „den Weißen“ die Kosakenverbände gesehen werden, die keine Juden aufnahmen. In allen anderen Verbänden beider Seiten waren Jüdinnen (!) und Juden beteiligt, wobei generelle Aussagen über ihr Engagement unmöglich sind, weil die Situation lokal höchst different war. Im gesamten ehemaligen Ansiedlungsrayon kam es zu Pogromen, die alles Vorhergegangene in den Schatten stellten und gleichermaßen von „den Roten“ und „den Weißen“ verübt wurden. Als Konsequenz bildeten ehemalige Frontkämpfer jüdische Abwehrvereine; dies provozierte vielerorts Hass und Mordlust noch stärker.

Conclusio

Resümierend lässt sich festhalten, dass jüdische Soldaten in der zaristischen Armee des Ersten Weltkrieges überproportional vertreten waren und sich davon eine

stärkere Akzeptanz erhofften. Doch statt einer militärischen und später zivilen Wertschätzung entstand genau das Gegenteil, was weniger mit dem Militär als mit der gesellschaftlichen Entwicklung zusammenhing: Im Westen trat ab dem 19. Jahrhundert das Individuum als Rechtsträger in das Zentrum der Diskussion, somit löste sich der Gruppenbegriff, welcher Basis der ständischen und feudalen Herrschaft war, in der Folge schrittweise auf. In Russland gab es zwar ebenfalls erste Anzeichen dieser Veränderung, doch verhinderte der Krieg ihre Umsetzung und die Sowjetunion entwickelte und zementierte einen Gruppenbegriff mit umgekehrter Wertigkeit. Damit war eine gesellschaftliche Gleichstellung unmöglich geworden, weil es stets zu einer Stigmatisierung als Minderheit kam: Im besten Fall resultierte daraus Ignoranz, im schlimmsten Fall ein Pogrom. Zusätzlich unterschied und unterscheidet sich der osteuropäische Antisemitismus vom westeuropäischen, weil es zwischen der religiösen und der völkischen Ausformung keine Zäsur gab und gibt. Im zentraleuropäischen Raum kam es zwar zu Überlappungen, doch unterschieden sich vor allem die Träger,



*Bekanntmachung, dass bei Beschädigungen von Eisenbahn-, Telegraphen-, oder Telefonleitungen die Juden dafür bezahlen müssen und außerdem vertrieben werden.
© Jüdisches Kriegsarchiv, Mai 1915, S. 24*



Verhör russischer Gefangener auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Aufnahme aus der Wiener Illustrierten, Nr. 89, 26. August 1916, S. 5 © ANNO/ÖNB

weil der religiöse Antisemitismus von Konservativen getragen wurde und mit der zunehmenden Säkularisierung an Bedeutung verlor, während der „moderne“ völkische Antisemitismus Teil der „liberalen“ und nationalistischen Konzepte war. Für Russland funktioniert eine derartige Trennung nicht, weil der Einfluss der Machtelite auf die orthodoxe Kirche wesentlich größer war und es keine bedeutende kirchliche Opposition gab. Dadurch wiesen religiöse anti-jüdische Stereotype eine wesentlich längere Haltbarkeit auf und konnten mit „moderneren“ Formen kombiniert werden. So finden sich auch im russischen Panslawismus, der Trias aus slawischer „Rasse“, slawischen Sprachen und Christentum (primär Orthodoxie), beide Formen des Antisemitismus. Außerdem gab es im zaristischen Russland keine konsequente Umsetzung von Gesetzen, weil durch die fehlende infrastrukturelle und damit herrschaftliche Durchdringung das Recht und vor allem seine Auslegung wesentlich flexibler waren. Gerade Fragen des Minderheitenschutzes waren damit regional höchst unterschiedlich und willkürlich, obwohl es zentralistische Gesetze gab.

Für die jüdischen Soldaten in der zaristischen Armee bedeutete diese Gemengelage, dass die Erwartungen bezüglich Akzeptanz, Emanzipation und sozialem Aufstieg bloße Hoffnungen blieben. Auf die sehr kurze Zeit der Versprechungen folgte rasch Resignation, die schließlich vielfach in Terror ausartete. Die jüdischen Soldaten wurden schon im ersten Kriegsjahr von Kämpfern für den Zaren zu dessen Geiseln und waren seinem Heereskommando und der Willkür der Offiziere ausgeliefert. Der Winterpalast und der Stab sahen sich nicht bemüßigt, gegen falsche Anschuldigungen und Gerüchte vorzugehen, sondern leisteten diesen sogar Vorschub. In der Zeit zwischen Februar- und Oktoberrevolution keimte erneut Hoffnung auf, doch war diese Periode zu kurz und die militärische Lage so ausweglos, dass die Versprechungen nicht eingelöst wurden. Im russländischen Sezessionskrieg kämpften Juden in fast allen Einheiten auf beiden Seiten und waren doch gleichzeitig stets ein Feind. In der Roten Armee erlangten jüdische Soldaten Anerkennung, allerdings erst nach dem Sezessionskrieg, als ihnen der Zugang zu Militärakademien gestattet wurde.

Anmerkungen

- 1 Augenzeugenbericht aus Radom, berichtet von Feldrabbiner Dr. Arthur Levy aus Lodz, zitiert aus: Jüdisches Archiv. Mitteilungen des Komitees „Jüdisches Kriegsarchiv“ 1/1915, S. 19.
- 2 Josef Meisl, *Geschichte der Juden in Russland und Polen*. Berlin 1921, S. 10.
- 3 Vgl. u. a. Alexander Victor Pursin, *Nationalizing a Borderland: War, Ethnicity, and Anti-Jewish Violence in East-Galicia 1914–1920*. Tuscaloosa 2005, S. 16f.
- 4 Vgl. Mordechai Altshuler, *Russia and her Jews: The Impact of the 1914 War*. In: *The Wiener Library Bulletin* 30–31 (1973–1974), S. 12–16, hier S. 13
- 5 Vgl. Salo W. Baron, *The Jews under Tsar and Soviets*. New York 1977, S. 186.
- 6 Wochenschrift „Evrejskaja Nedelja Petrograd“ 29/13. 7. 1914, Sp. 39.
- 7 Heinrich Schulthess' *Europäischer Geschichtskalender* 55/1914, S. 845.
- 8 Werner Benecke, *Militär, Reform und Gesellschaft im Zarenreich*. Paderborn 2006, S. 258.
- 9 Vgl. Altshuler, *Russia and her Jews* (wie Anm. 4), S. 13.
- 10 Vgl. Benecke, *Militär, Reform und Gesellschaft* (wie Anm. 8), S. 244–263.
- 11 Jüdisches Kriegsarchiv (wie Anm. 1) 1/1915, S. 22.
- 12 Beispielsweise wurde verbreitet, dass mit ansteckenden Krankheiten infizierte Juden in Warschau „ausgesetzt“ worden seien, um die Bevölkerung zu vergiften. Vgl. Tageszeitung „Hajnt“ 83/25. 4. 1915, S. 2.
- 13 Tageszeitung „Chornaja Listja“ 98/18. 5. 1918, S. 1.
- 14 Dieser Vorwurf richtete sich gegen die angeblichen jüdischen Befehlshaber in der zaristischen Armee, die für die verlustreichen Niederlagen verantwortlich gemacht wurden. Dies ist besonders abstrus, wenn man bedenkt, dass es zwischen 1827 und 1914 nur einem einzigen Juden in der zaristischen Armee gelungen ist, auf dem Dienstweg zum Offizier aufzusteigen. Vgl. Yohanan Petrovsky-Shtern, *Evrej v russskoj Armij 827–1914*. Moskau 2003, S. 181 und Bericht in der *Russki Invalid. Gazeta Voennaja* 124/4. 5. 1915, S. 2.
- 15 *Russki Invalid. Gazeta Voennaja* 124/4. 5. 1915, S. 2.
- 16 Vgl. Hans Rogger, *Jewish Policies and Right-Wing Politics in Imperial Russia*. Oxford 1986, S. 180.
- 17 Befehl des 18. Armeekorps vom 4. Mai 1915, zitiert aus Jüdisches Kriegsarchiv (wie Anm. 1), 6–7/1916, S. 12.
- 18 Russland siedelte zwischen 500.000 und 600.000 Jüdinnen und Juden aus Westrussland und den besetzten Gebieten nach Sibirien um und nannte diese Deportationen „Evakuierungen“. Vgl. u. a. Werner Bergmann, *Geschichte des Antisemitismus*. München 2002, S. 66.
- 19 Alle Zitate sind dem Befehl des Hauptkommandos der I. Reserve Infanterie Brig. vom 8. Juli 1915 entnommen, zitiert nach: Iryna O. Garkushka, *Rossiskij Gosudarstvennij Vojenno-Istoricheskiy Archiv*, Bd. 7. Moskau 2007, S. 146–149.
- 20 Bernd Bonwetsch, *Die russische Revolution 1917: eine Sozialgeschichte von der Bauernbefreiung 1861 bis zum Oktoberumsturz*. Darmstadt 1991, S. 162–164.



Dauerausstellung
Verdrängte Jahre
 Bahn und Nationalsozialismus in Österreich 1938 – 1945

ÖBB Bildungszentrum Wörth, St. Georgener Hauptstraße 91a, 3151 St. Georgen am Steinfeld

Besuch der Ausstellung: Nach Anmeldung unter bildungszentrum.stpoelten@oebb.at während der Öffnungszeiten des Bildungszentrums von Montag bis Donnerstag, jeweils 08:00 Uhr bis 20:00 Uhr

Foto: Österreichische Nationalbibliothek

Quellen zum Kriegseinsatz

im Archiv der Stiftung

Sabine Hank

Im August 1914 waren die Juden im Deutschen Kaiserreich hoffnungsvoll, endlich ihre volle Gleichberechtigung zu erreichen. Den historischen Hintergrund bildete ein lang andauernder, sich kompliziert gestaltender Emanzipationsprozess. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges stellte die deutschen Juden vor ganz neue Herausforderungen: So gehörten zu den insgesamt 13,3 Millionen Kriegsteilnehmern auch etwa 96.000 Juden, davon 12% Freiwillige und mehr als 77% direkt im Fronteinsatz¹ – am Ende des Krieges waren von diesen ca. 12.000 gefallen, 30.000 ausgezeichnet und 19.000 befördert worden.²

Mit der Mobilmachung riefen auch die jüdischen Gemeinden, Verbände und Organisationen ihre Mitglieder zur Teilnahme am Krieg auf. Bei allem Patriotismus – als Beleg für eine einhellige Kriegsbegeisterung dürfen diese offiziellen Verlautbarungen indes nicht verstanden werden. Sie zeugen vielmehr ebenso vom Konformitäts- und Loyalitätsdruck, dem alle Bevölkerungskreise, insbesondere aber die Juden, ausgesetzt waren. Von jüdischer Seite erkannte man dies wiederum als eine Chance, die uneingeschränkte Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft unter Beweis stellen zu können. In diesem Sinne forderten der „Verband der deutschen Juden“ und der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (CV)“ bereits im August 1914 genaue Angaben zu jedem ins Feld ziehenden Juden ein. Die Begründung dafür lautete: *Wir haben das dringendste Interesse daran, dass Umfang und Art der Beteiligung der deutschen Juden an dem sich entwickelnden Feldzuge zuverlässig festgestellt wird.*³

Im selben Zusammenhang wurde auf Initiative des Verbandes der deutschen Juden und anderer jüdischer Organisationen im September 1914 der „Ausschuß für

Kriegsstatistik“ gegründet. Die dort gesammelten Daten ermöglichten nach dem Krieg die Herausgabe von Gefallenengedenkbüchern, wie z. B. die Kriegsgedenkbücher für die Gemeinden Nürnberg und Schönlanke 1920, Dortmund 1921, Essen 1924, München 1929 und schließlich übergreifend „Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918. Ein Gedenkbuch“ 1932.

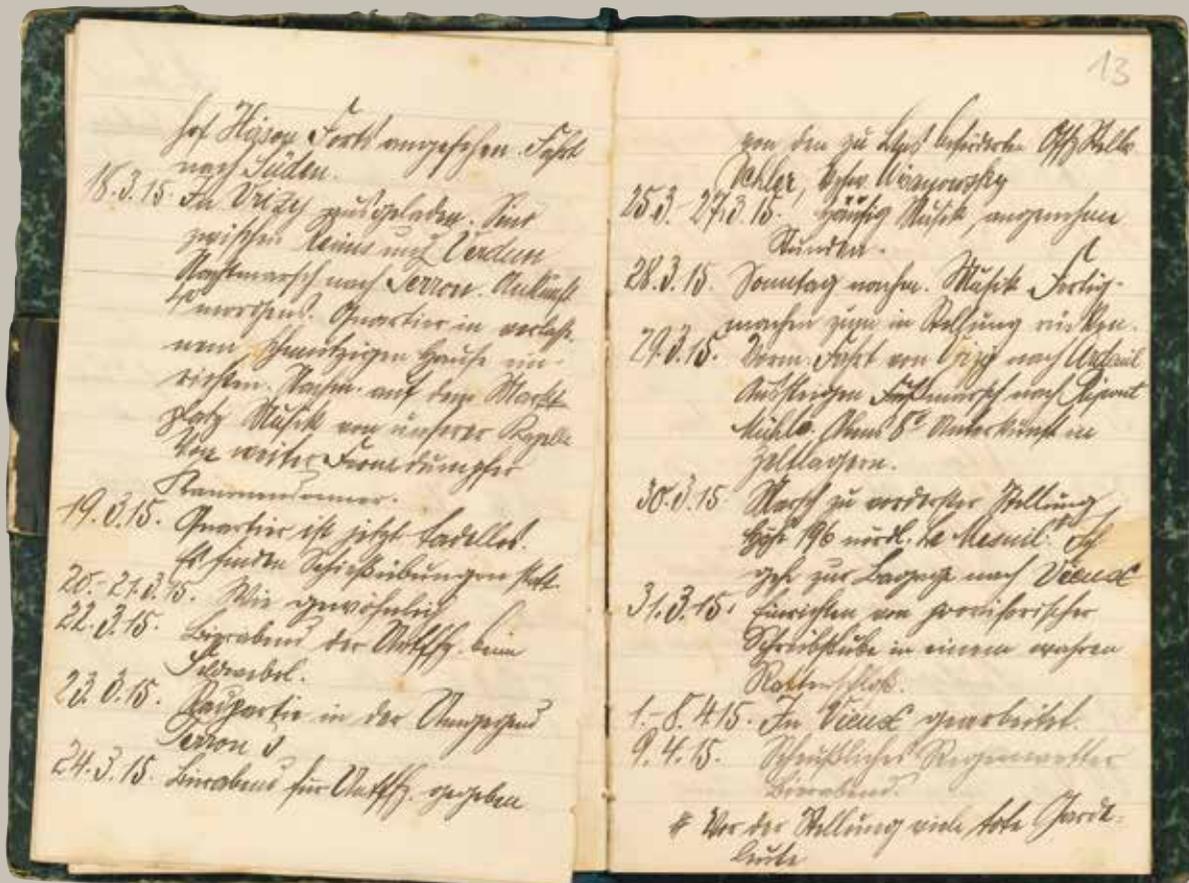
Mit Beginn des Krieges erfolgten außerdem Aufrufe in der jüdischen Presse und durch die Gemeinden, alles den Kriegseinsatz dokumentierende Material wie Feldpostbriefe, Fotografien, Auszeichnungen, Tagebücher zu sammeln und zur Verfügung zu stellen. Derartige Dokumente wurden schon in der Kriegszeit veröffentlicht, häufig in Zeitungen und Zeitschriften, teilweise in Buchform, so von Walther Heymann „Kriegsgedichte und Feldpostbriefe“ (München 1915), Gottfried Sender „Leutnant Sender. Blätter der Erinnerung für seine Freunde. Aus seinen Feldpostbriefen zusammengestellt von M. Spanier“ (Hamburg 1915) und Georg Salzberger „Aus meinem Kriegstagebuch“ (Frankfurt am Main 1916).

Quellen von Kriegsteilnehmern

Schon durch ihr quantitatives Vorkommen stellen Feldpostbriefe und -karten eine Hauptquelle dar. Die Deutsche Feldpost beförderte rund 11 Milliarden Sendungen von der Front in die Heimat und 17,7 Milliarden von der Heimat an die Front. Die jüdischen Kriegsteilnehmer korrespondierten dabei sicher im selben Maße wie alle anderen. Die häufigsten Adressaten waren die Familie sowie Freunde und Bekannte.

deutscher Juden 1914–1918

Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum



Tagebuch von Kurt Levy,
1915 © CJA, Z2011/49,
Bl. 12Rs und Bl. 13



*Erich Alenfeld, 1918 © CJA,
6.44, unsigniert*

*Rechte Seite: Tagebuch von
Erich Alenfeld, 1918 © CJA,
6.44, unsigniert*

Wenn es sich bei den Verfassern um Funktionsträger handelte, richteten sich die Schreiben auch an offizielle Stellen. So hatten beispielsweise die Feldrabbiner, die im Ersten Weltkrieg erstmals legitimiert und organisiert die Feldseelsorge für die jüdischen Soldaten betrieben, dem Verband der deutschen Juden wie ihren Heimatgemeinden regelmäßig Bericht zu erstatten.⁴

Eine weitere, wenn auch seltenere Quelle stellen von Kriegsteilnehmern verfasste Tagebücher dar. Solche Aufzeichnungen tragen in der Regel sehr persönlichen Charakter, was aber eine spätere Weitergabe oder gar Veröffentlichung nicht ausschloss. Hier wurde Erlebtes systematisch reflektiert, das Kriegsgeschehen, dem die Verfasser ausgesetzt waren, ihr Agieren sowie die Stimmungen und Gefühle, denen sie unterlagen, festgehalten. In welchem Maße das geschah, hing von der Person, ihren Neigungen, Fähigkeiten und Intentionen sowie von den Begleitumständen ab.

Kriegschroniken sind zwar stärker auf Daten und Fakten ausgerichtet, enthalten jedoch latent immer auch Wertungen – Letzteres allein schon durch ihren

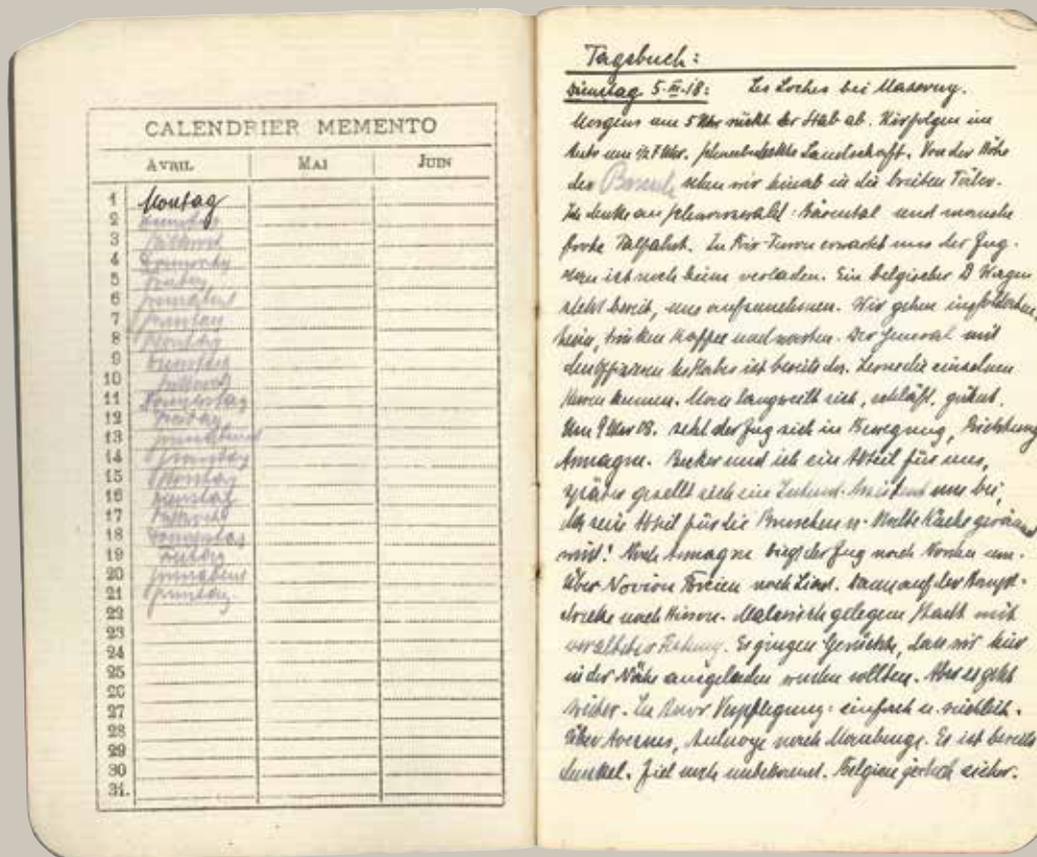
Entstehungsgrund, der häufig darin lag, einer Gruppe von Soldaten bzw. Offizieren oder einem einzelnen Kriegsteilnehmer „ein Denkmal zu setzen“. Sie weisen ganz unterschiedliche Gestaltungsprinzipien und Formen auf.

Nicht zuletzt sind Bildquellen von großer Bedeutung, sowohl hinsichtlich der Quantität als auch in Bezug auf das Dargestellte und seine Aussagefähigkeit. Die Bildinhalte müssen allerdings hinsichtlich der mit ihnen verbundenen Absichten kritisch hinterfragt werden. Das betrifft die Fotografie als neues Massenmedium und in ganz besonderem Maße professionell hergestellte Bildpostkarten, die im Weltkrieg aufgrund der neuen technischen Möglichkeiten weite Verbreitung erlangten und zu Propagandamitteln in der Kriegführung wurden. In jedem Fall beeinflussten Bilder aller Art – erwähnt seien noch Zeichnungen, Karikaturen und Grafiken – die Wahrnehmung des auch in dieser Hinsicht ersten modernen Krieges.⁵

Quellen aus dem Archiv des Centrum Judaicum

Den Kern unseres Archivs bilden die Bestände aus dem Gesamtarchiv der deutschen Juden, welches 1905 in Berlin gegründet worden war.⁶ Zum Ersten Weltkrieg enthält das Gesamtarchiv in größerem Umfang Quellen jüdischer Gemeinden, Organisationen und Verbände, zudem Sammlungen und Nachlässe. Dazu gehören die Akten der jüdischen Militärseelsorge, insbesondere jene der Feldrabbiner. In weiteren, nicht zum Gesamtarchiv gehörenden Archivbeständen ist ebenfalls Material aus der Zeit des Weltkrieges überliefert, von welchem hier einige Quellen kurz vorgestellt werden sollen.

Die umfangreichste Sammlung von Feldpostbriefen ist die der ehemaligen Zöglinge des Reichenheimischen Waisenhauses (RWH) in Berlin an ihren Direktor Sigmund Feist. Die Sammlung umfasst 754 Briefe von insgesamt 81 Schreibern (davon 54 Zöglingen) aus den Jahren 1914 bis 1918.⁷



Die Briefe spiegeln die anfängliche Kriegsbegeisterung der nun als Soldaten dienenden Zöglinge ebenso wider wie im weiteren Verlauf das Elend des Krieges und die damit verbundene Ernüchterung. Gleiches gilt für die nicht nur streng autoritäre und patriotische, sondern ebenso religiöse Erziehung im Waisenhaus. So sind in den Briefen auch die Teilnahme an jüdischen Gottesdiensten und die Begehung der Hohen Feiertage (Rosch ha-Schana und Jom Kippur) und anderer Festtage immer wiederkehrende Themen. Bei etwa einem Drittel der Zöglinge gibt es solche Bezüge.

Bemerkenswerterweise fand die sog. Judenzählung von 1916⁸ in den Briefen keine stärkere Resonanz. Es ist jedoch kaum vorstellbar, dass dieser einschneidende Akt die Zöglinge nicht bewegt haben sollte. Viel eher dürfte dies einer gewissen Vorsicht und Selbstzensur geschuldet sein. So schrieb z. B. der Zögling Herbert Czapski am 4. März 1917: *Die Vorkommnisse, von denen ich gerne berichten würde, brieflich aber nicht kann, beziehen sich auf Erlebnisse der jüd. Sol-*

*daten denen gegenüber das Benehmen des Hauptmanns auch gegen das Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr“ verstößt. Das möge heute genügen, vielleicht daß ich bei ev[entuellem] Urlaub mehr davon erzählen kann. Stoff habe ich reichlich, wenn ich auch gerade persönlich noch keinen Zusammenstoß gehabt habe.*⁹ Herbert Czapski, 1896 in Verden/Aller geboren, war von 1905 bis 1908 Zögling im RWH und leistete von 1915 bis 1918 hauptsächlich als Sanitätssoldat bzw. -unteroffizier seinen Kriegsdienst. Nach dem Krieg studierte er Medizin. Czapski emigrierte mit seiner Familie 1938 nach New York.

Besonders interessant an Herbert Czapskis Bemerkung ist das zwischen den Zeilen Stehende bzw. nur Angedeutete: die in der deutschen Bevölkerung und damit auch im deutschen Heer latent immer vorhandenen und durch die Zählung nun weiter Auftrieb erhaltenden antisemitischen Tendenzen. Hierzu passt die Aussage von Hermann Berel Barsqueaux vom 19. Januar 1918: *Ich bin der einzige Jude unter uns. Wir*

Nr. 55.

1. November 1916.

Kriegs=Chronik

des
Berliner Touristen-Club von 1902 „Marsch“
Herausgeber: Emil Kaiser, Schmidstrasse 41.

Champagne 24. 9. 16.

Liebe Wandererfreunde!

Auch ich bin aus den Vogesen fort und man hat uns nach der Champagne geschickt. Wir liegen dort, wo im Herbst 1915 die furchtbare Schlacht tobte. In vorgeordneten Stollen, durch Krebseisen, liegen wir stellenweise nur 8 m von den Gegnern entfernt, welche 3. 5. Raketen sind. Der Krieg ist hier etwas lebhafter als in den Vogesen und spielen schwere Minen, Artillerie und Gasangriffe die Hauptrolle. Vor unseren Gräben liegen noch Leichen, Geschosse und ein französisches Flugzeug, das weder wir noch der Feind bergen können. Fliegerkämpfe finden geschwaderweise statt. Es werden im Sinne des Wortes Schlachten in der Luft gefochten. Kampflosigkeit sehr reger. Ich glaube kaum, daß wir lange hier bleiben. Allen Kameraden herzlichste Grüße.

Felix

25. 9. 16.

Ich bin bei der Truppe wieder glücklich angelangt. Es gab für mich bei der Ankunft gleich auf den nächsten Morgen einige Ueberraschungen. Während meiner Abwesenheit bin ich zur Hauptabteilung versetzt worden und da hieß es denn, gleich packen und weiter. Veränderungen bei den Preußen bringen selten etwas Gutes. Ich muß erst abwarten, wie sich die Sache entwickeln wird. Allen Kameraden für das neue Jahr alles Gute. Viele Grüße
Jacques Gerber.

Was die Feldpost bringt.

Harry Aronsohn, Gent, 20. 9. Seit dem 1. 9. bin ich in Gent. Wir haben sehr viel Dienst und gehen zum 1. Oktober an die front. — 3. 10. Wir sind seit dem 1. 10. in Stellung. Derselbig geht es mir gut. Wie steht es mit dem Frieden? Der Wanderklub wird wohl später in einen Kriegsverein umgewandelt? Herzlichste Grüße allen Marschern.

Georg Czarlinski, Weßen, 15. 10. Ich liege jetzt direkt vor Verdun beim Fort Daur und ist hier, trotzdem nicht gekämpft wird, viele Luft. Man haust wie ein Maulwurf in tiefen Stollen unter der Erde und kann nur Nachts hervorkriechen, da die Artillerietätigkeit sehr lebhaft ist. Bis jetzt geht es mir noch gut. Allen Kameraden die herzlichsten Grüße.

Erich Falk, Ofen, 23. 9. Allen Kameraden die besten Grüße.

Oskar Hirschel, 14. 10. Bei mir ist noch Alles unverändert. Denn man nur gesund bleibt! Es ist schließlich die Hauptsache. Mag Gordon ist wohl noch in Berlin? Sonst scheint es ja im Club auch ruhig geworden zu sein. Allen Freunden herzlichste Grüße.

Nudolf Lewy, 1. 10. Ofen. Allen Klubkameraden zum Jahreswechsel die herzlichsten Glückwünsche. Hoffentlich bringt das neue Jahr den Frieden.

Am 29. 9. hatten wir Feldgottesdienst. Sonst ist hier von feiern keine Rede. Wochentag, Sonntag und festtag; Alles ist hier gleich. Wenn nicht bald Frieden wird, kommt man vor Stumpfsinn um. Herzlichste Grüße.

Kurt Paype, Weßen, 9. 10. Bin noch wohlant. Herzliche Grüße.

Ernst Reinhardt, Eibau, 25. 9. Allen Klubkameraden rufe ich zum Jahreswechsel ein kräftiges Prost Neujahr zu. Mir geht es sonst vorzüglich. Herzlichste Grüße.

Fritz Reinhardt, 25. 9. Berlin. Anbei mein Bild für die Klubsammlung. Ich bin aus dem Kajalet zur Sammelstelle entlassen. Herzlichste Grüße allen Kameraden. (N. ist inzwischen zu seinem Regiment gekommen und wieder fr. geworden. Die Red.)

Benno Slupecki, Weßen, 4. 10. Seit dem 9. Sept. bin ich wieder eingezogen. Besten Gruß.

Ludwig Schillay 21. 9. Boshnia. Aus der letzten Chronik habe ich sehr erfreut gesehen, daß die Nachrichten

Kriegs-Chronik „Wanderer im Krieg“ © CJA, Z2004/13

Rechte Seite, oben: Herbert Czapski in Warschau, 1918 © CJA, 6.8, Nr. 18, Bl. 155 b

Rechte Seite, unten: Brief von Herbert Czapski an Direktor Siegmund Feist, 1917 © CJA, 6.8, Nr. 18, Bl. 146 a

kommen aber miteinander ganz gut aus, wohl aus dem Grunde, weil die andern nicht wissen welcher Religion ich angehöre.¹⁰ Hermann Berel Barsqueaux, 1899 in Berlin geboren, war seit 1908 Zögling im RWH. Er wurde 1917 eingezogen und diente als Luftschiffer. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt.

Feldpostkarten haben sich in dem Fotoalbum der Familie Gomma erhalten. Arthur Gomma, 1879 in Breslau geboren, lebte als Kaufmann in Berlin. Er starb, krankheitsbedingt, 1942 und wurde auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee beigesetzt. Kurz nachdem Gomma im Juli 1916 als Landsturmmann eingezogen worden war, begann er Feldpostkarten (insgesamt 30) an seine damals achtjährige Tochter Ruth zu schreiben; die letzte datiert vom August 1918.

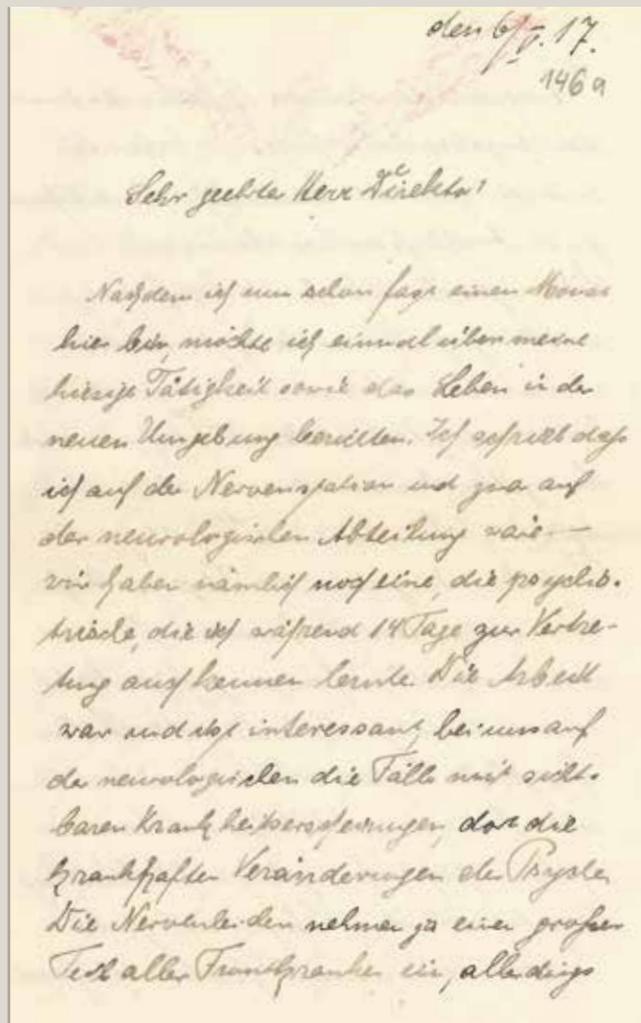
Diese Karten geben teilweise Kindermotive wieder und lassen auf ein inniges und herzliches Verhältnis zwischen Vater und Tochter schließen. Zwei der Feldpostkarten zeigen jüdische Sujets, nämlich die alte und die neue Synagoge in Wilna. Arthur Gomma schreibt hierzu: *Auf dieser Seite hier oben ist deutsch gedruckt, was umseitig in hebräischen Buchstaben steht und in dieser hebräischen Schrift sind sämtliche Verkaufsschilder, Bekanntmachungen, städtische Verordnungen, Zeitungen gedruckt oder geschrieben; Du siehst also wie wichtig es ist, daß man viel lernt, sonst kannst Du hier in Rußland nichts lesen, mithin fleißig lernen, und immer wieder viel lernen.*¹¹

An Kriegstagebüchern besitzt das Archiv jene von Kurt Levy¹² und Erich Alenfeld.¹³



Kurt Levy wurde 1893 in Berlin geboren und starb 1973 in Kiryat Bialik (Israel). Im Weltkrieg gehörte Levy dem Füsilierregiment Prinz Heinrich von Preußen an. Sein Tagebuch (82 Seiten) führte er vom 2. August 1914 bis Ende 1915 zu seinem Kriegseinsatz an der West- und Ostfront. Inhalt sind nur knappe, meist militärische Angaben zu Truppenbewegungen, Gefechten und anderen militärischen Operationen, an denen er teilnahm. Beeindruckend ist die Dynamik des Geschehens gleich zu Kriegsbeginn: Gerade nach Belgien an die Front gekommen, bestritt er schon am 5. August das erste Gefecht. Jüdisches kommt im Tagebuch gar nicht vor; auch wenig Persönliches wird geäußert. Immerhin erfahren wir von einem Lazarettaufenthalt im Oktober 1914, einer Verwundung gleich im Folgemonat und der Rückkehr an die Front im Februar 1915. Einschätzungen und Wertungen unterbleiben völlig.

Das Kriegstagebuch von Erich Alenfeld (92 Seiten) gelangte im Rahmen des umfangreichen Nachlasses der Familie erst vor kurzem in das Archiv des Centrum Judaicum.¹⁴ Erich Alenfeld wurde 1891 in Magdeburg geboren und starb 1972 in Berlin. Im Weltkrieg war er als Leutnant an der Ost- wie der Westfront eingesetzt. Wir haben Kenntnis, dass Alenfeld über die gesamte Zeit des Krieges Tagebuch führte. Im Nachlass enthalten sind jedoch nur zwei Berichte über das im September und Oktober 1914 an der Ostfront Erlebte sowie ein Tagebuch, in dem sein Einsatz von März bis November 1918 in Belgien und Frankreich geschildert



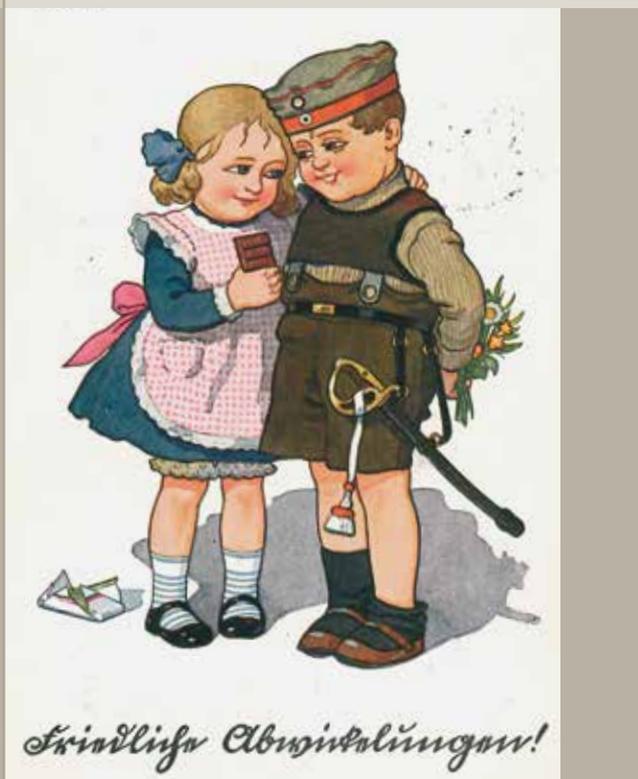


wird. Insbesondere das Tagebuch enthält neben der Beschreibung dienstlicher Obliegenheiten und der Teilnahme an Kämpfen viel Persönliches, so zum Befinden, zur Freizeitgestaltung und zu den Umständen eines Lazarettaufenthaltes kurz vor dem Kriegsende. Ebenso reflektiert Alenfeld Eindrücke von Orten, Landschaften, Menschen und deren Lebensverhältnissen. Nur an einer Stelle findet sich ein jüdischer Bezug. Dort heißt es über einen Operettenbesuch: *Merkwürdig die Sitte, den Hut im Theater aufzubehalten; wie in der Synagoge. Eine wenig hübsche Sitte.*¹⁵ Ausgesprochen interessant sind die letzten Einträge, in denen er über den Eintritt des Waffenstillstandes, die Auflösung seiner Militäreinheit und die anschließende Rückkehr nach Berlin berichtet.

Die Kriegschronik „Wanderer im Kriege“ des „Berliner Touristen-Clubs von 1902 ‚Marsch‘“¹⁶ ist die einzige Quelle dieser Art in unserem Archiv. Es handelt sich hierbei um eine nur in wenigen Exemplaren, nämlich wohl nur für die 40 Clubmitglieder, gedruckte Chronik (Nr. 1 v. 18. 3. 1915 bis Nr. 43 v. 1. 11. 1918). Sie speiste sich aus Beiträgen der Mitglieder, die verschiedensten Konfessionen angehörten, darunter auch Juden, die sich im Kriegseinsatz befanden. Einer von ihnen war Georg Czarlinski, zu dem im Archiv biografisches Ma-

terial vorhanden ist. Diesem Material liegt die Chronik bei. Er wurde 1885 in Danzig geboren und starb 1941 in Berlin; da er Kriegsversehrter war, erfolgte seine Beisetzung auf dem Ehrenfeld des Jüdischen Friedhofs Berlin-Weißensee. Vom 6. August 1914 bis zum Ende des Krieges leistete Czarlinski seinen Dienst als Unteroffizier/Leutnant der Reserve. Wie die anderen Verfasser lieferte er Berichte über militärische Begebenheiten und sein persönliches Befinden (Krankheiten, Verwundungen, Lazarettaufenthalte). Jüdische Themen spielen in seinen Korrespondenzberichten keine Rolle. In der ganzen Chronik fällt diesbezüglich nur ein Beitrag auf, betitelt: „Jüdische Ostern in Feindesland“ von Clubmitglied Oskar Hirschel.¹⁷

Das Archiv verfügt außerdem über bildliche Quellen aus der Zeit des Weltkrieges, so Fotoalben des Arztes Willy Hans Crohn. 1891 in Berlin geboren, wurde Crohn aus dem Medizinstudium zum Kriegsdienst herangezogen. Diesen leistete er von Dezember 1914 bis November 1918 als Feldunter- und Feldhilfsarzt in verschiedenen Reserve- und Feldlazaretten im Osten. Nach dem Krieg studierte Crohn weiter Medizin, wurde 1919 promoviert und arbeitete bis 1937 als Arzt in Berlin. Er emigrierte 1940 von Italien nach New York, wo er 1946 starb. Die von Willy Crohn neben anderen



Karte von Arthur Gomma an seine Tochter, 1916 © CJA, 6.38, Nr. 10, Bl. 52

Linke Seite: Karikatur von Erich M. Simon, 1915 © CJA, 6.10, Nr. 1, Bl. 8

rige und Freunde sind zentrale Themen. Individuell und vielfältig ist das konkret Erlebte und dessen Verarbeitung, Interpretation und Wertung durch die jeweilige Persönlichkeit. Aussagen zur jüdischen Identität enthalten die ausgewählten Quellen insgesamt doch eher in bescheidenem Maße. Das kann verschiedene Gründe haben: das Selbstverständnis und die Einstellungen der Akteure aufgrund ihrer Sozialisierung, die Verhältnisse vor Ort und nicht zuletzt den Charakter der Quelle selbst.

Dokumenten überlieferten drei Fotoalben enthalten rund 300 Fotografien und Bildpostkarten sowie 17 von Erich M. Simon¹⁸ auf Feldpostkarten gezeichnete Karikaturen.¹⁹ Illustriert wird die alltägliche Arbeit von Willy Crohn als Arzt im Kriegseinsatz. Ebenso zeigen Fotografien und professionelle Bildpostkarten Orte und Landschaften in Schlesien, Russisch-Polen, Litauen und Russland sowie die Zivilbevölkerung des östlichen Kriegsschauplatzes. Kampfhandlungen wurden überhaupt nicht festgehalten, nur vereinzelt deren Folgen: Brände, Löscheinsätze und zerstörte Ortschaften. Dennoch vermitteln die Bilder insgesamt einen Eindruck von den Entbehrungen, den schlechten Wohn-, Lebens- und Arbeitsumständen sowie den harten klimatischen Bedingungen. Es gibt lediglich zwei Aufnahmen mit jüdischen Sujets: von Juden beim Gottesdienst in Litauen und vom jüdischen Friedhof im russischen Reschiza.²⁰

Resümierend bleibt festzuhalten, dass sich die vorgestellten Quellen jüdischer Kriegsteilnehmer von solchen anderer Provenienz inhaltlich nicht grundsätzlich unterscheiden. Der Front- und Kriegsalltag mit all seinen Folgen für den Betreffenden, die sich daraus ergebenden Bedürfnisse, Wünsche, Erwartungen sowie die Sorge um Familie, Angehörige

Anmerkungen

- 1 Siehe Rüdiger Overmans, *Kriegsverluste*. In: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Hrsg. v. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann. Erneut aktualisierte u. erw. Studienausg. Paderborn 2014, S. 663–666; Ulrich Sieg, *Juden zählung*. In: *ebd.*, S. 599–600.
- 2 Siehe *Deutsche Jüdische Soldaten. Von der Epoche der Emanzipation bis zum Zeitalter der Weltkriege. Eine Ausstellung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Zusammenarbeit mit dem Moses Mendelssohn Zentrum, Potsdam, und dem Centrum Judaicum, Berlin*. Bearb. v. Frank Nögler, Hamburg-Berlin-Bonn 1996, S. 13 u. 51.
- 3 *Centrum Judaicum Archiv* (im Folgenden: CJA), 75 C Ve 1, Nr. 224, #12847, Bl. 4 u. 36.
- 4 Siehe Sabine Hank, Hermann Simon, Uwe Hank, *Feldrabbiner in den deutschen Streitkräften des Ersten Weltkrieges* (Schriftenreihe des Centrum Judaicum 7). Berlin 2013, Quellenteil.
- 5 Siehe Brigitte Hamann, *Der Erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bildern und Texten*. Neuaufl. München-Zürich 2014.
- 6 Siehe Barbara Welker, *Das Archiv der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum*. In: *Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden. Eine Spurensuche in den Ursprungs-, Transit- und Emigrationsländern* (Europäisch-jüdische Studien. Beiträge 9). Hrsg. v. Elke-Vera Kotowski. Berlin-München-Boston 2015, S. 520–533.
- 7 CJA, 6.8, *Teilnachlass Dr. Sigmund Feist. Feldpostbriefe publiziert in: Feldpostbriefe jüdischer Soldaten 1914–1918. Briefe ehemaliger Zöglinge an Sigmund Feist, Direktor des Reichsheimischen Waisenhauses in Berlin*. Bearb., kommentiert u. eingeleitet v. Sabine Hank u. Hermann Simon. 2 Bde. Teetz 2002.
- 8 *Vom preußischen Kriegsminister Wild von Hohenborn am 11. 10. 1916 angeordnete und mit Stichtag 1. 11. 1916 durchgeführte Zählung der Juden in Feldheer, Etappe und Besatzungsheer sowie der zwischenzeitlich Ausgemusterten und Zurückgestellten*. Siehe hierzu grundlegend Ulrich Sieg, *Juden zählung*. In: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (wie Anm. 1), S. 599–600; Jacob Rosenthal, „Die Ehre des jüdischen Soldaten“. *Die Juden zählung im Ersten Weltkrieg und ihre Folgen* (Campus Judaica 24). Frankfurt/Main 2007.
- 9 *Feldpostbriefe jüdischer Soldaten* (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 163–165, hier S. 164.
- 10 *Ebd.*, S. 103–104, hier S. 104.
- 11 CJA, 6.38, *Nachlasssplitter Ruth u. Wilhelm Glaser*, Nr. 10, Bl. 94.
- 12 *Ebd.*, Z2011/49.
- 13 *Ebd.*, 6.44. *Der Nachlass ist noch nicht verzeichnet*.
- 14 Siehe zur Familiengeschichte Iréne Alenfeld, *Warum seid Ihr nicht ausgewandert? Überleben in Berlin 1933 bis 1945*. Berlin 2012.
- 15 CJA, 6.44, *Tagebuch von Erich Alenfeld*, Eintrag v. 10. 3. 1918.
- 16 *Ebd.*, Z2004/13. *Ausschnittsweise publiziert in: Sabine Hank, Georg Czarinski – sein Frontalltag, dokumentiert in einer Kriegschronik*. In: „Bis der Krieg uns lehrt, was der Friede bedeutet“. *Das Ehrenfeld für die jüdischen Gefallenen des Weltkrieges auf dem Friedhof der Berliner Jüdischen Gemeinde* (Schriftenreihe des Centrum Judaicum 2). Bearb. u. eingeleitet v. Sabine Hank u. Hermann Simon. Teetz 2004, S. 124–141.
- 17 *Vermutlich handelt es sich um Oskar Hirschel* (geb. 1883 München, gest. 1964 Illinois). *Er emigrierte 1938 nach New York*.
- 18 *Erich Moritz Markus Simon* (geb. 1892 Belgard, gest. 1978 Fairfield/USA), *Maler, Grafiker und Buchillustrator*. *Er war Willy Crohns Ordonnanz und Freund*. *Simon emigrierte 1934 über Großbritannien in die USA*.
- 19 CJA, 6.10, *Nachlasssplitter Dr. Willy Crohn*.
- 20 Siehe Sabine Hank, *Die Kriegsphotoalben des Berliner jüdischen Arztes Willy Hans Crohn*. In: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 9 (2015), 16, S. 1–11. Online: http://www.medaon.de/pdf/medaon_16_Hank.pdf.



Der weite Blick über den Bodensee. Die Ruhe auf den Bergen. Schönes und Erstaunliches gibt es in Vorarlberg im Westen Österreichs zu entdecken. Die zeitgenössische Architektur fällt auf. Mit ihren klaren Linien setzen die Häuser frische Akzente. Auf innovative Lösungen verstehen sich Architekten ebenso wie Handwerker. Wer die Baukultur-Landschaft erkunden will, quartiert sich in einem der architektonisch interessanten Hotels ein oder begibt sich auf „Architektour“.

Musik von Klassik bis Pop erklingt bei Festivals. Zu den bekanntesten zählen die Bregenzer Festspiele mit ihren Opernaufführungen auf der Bühne im Bodensee und die Schubertiade, die sich dem Liedgesang und der Kammermusik widmet. Inspirierendes präsentieren die Museen: von moderner Kunst über Handwerk bis hin zu regionalen Geschichten. Bewegungsfreudige erkunden die Natur beim Wandern, schwingen sich aufs Rad oder Mountainbike, üben sich im Klettern oder Golfen.

Vorarlberg weiß seine Gäste gekonnt zu verwöhnen. In gepflegtem Ambiente, von aufmerksamen Gastgebern, mit kulinarischen Köstlichkeiten, die vielfach aus der Region stammen.

Vorarlberg erfreut die Sinne



Vorarlberg Tourismus:
Postfach 99, 6850 Dornbirn
 Tel. + 43 (0)5572 377033-0
 Fax + 43 (0)5572 377033-5
 info@vorarlberg.travel
 www.vorarlberg.travel

© Dietmar Denger/
 Vorarlberg Tourismus

Jüdisches Museum Hohenems

Eingerichtet in der 1864 erbauten Villa Heimann-Rosenthal spannt das Museum den Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Dauerausstellung thematisiert Vergangenheit und Gegenwart zwischen Migration und Heimat, Tradition und Veränderung. Das Museum bietet mehrsprachige Audioguides und eine Kinderausstellung für Kinder ab 6 Jahren. Im Museumscafé werden die Besucher mit jüdischem Hochzeitskuchen und Kaffee, Bagels und koscherem Wein verwöhnt.

Öffnungszeiten Museum und Café

Di–So und an Feiertagen 10.00–17.00 Uhr

Jüdisches Museum Hohenems
 Schweizer Straße 5, 6845 Hohenems
 Telefon +43 05576 73989-0
 office@jm-hohenems.at
 www.jm-hohenems.at

Öffentliche Führungen

jeden 1. Sonntag im Monat von 11.30 bis 12.30 Uhr



Jacqueline Nicholls:
 Mütterliche Tora © Ben
 Uri Collection London

Aktuelle Ausstellung

Die weibliche Seite Gottes

Perspektiven auf Geschlecht und Heiligkeit
30. April bis 8. Oktober 2017

Kann der nach jüdischer, christlicher und muslimischer Tradition „einzige Gott“ auch als Frau verstanden werden? Die Ausstellung wirft einen kritischen Blick auf die Quellen, aus denen sich eine monotheistische Gottesidee speiste, und auf traditionelle Bilder des Weiblichen in der religiösen Tradition. Sie entdeckt verborgene und verdrängte Überlieferungen alternativer Vorstellungen des Göttlichen: in der hebräischen Bibel und in der Mystik, in der Praxis jüdischer, christlicher und muslimischer Frauen und in den Arbeiten von Künstlerinnen, die den Rahmen überkommener Bilder von Geschlecht und Heiligkeit sprengen.

Jüdische Kriegserinnerung während und

Gerald Lamprecht



Zu Kriegsbeginn im August 1914 stimmten die deutschsprachig-jüdischen Zeitungen, zahlreiche Repräsentanten der jüdischen Gemeinden sowie jüdische Intellektuelle in die patriotische Kriegseuphorie des vornehmlich städtischen Bürgertums der Habsburgermonarchie mit ein. Neben einem aufrechten Patriotismus und einer seit vielen Jahren offen zur Schau getragenen Loyalität für das Herrscherhaus war diese Kriegsbegeisterung zudem von ganz spezifischen Erwartungen der Jüdinnen und Juden an den Krieg und den jüdischen Kriegsdienst getragen. Die Aufopferung

der jüdischen Soldaten am Schlachtfeld ebenso wie die Kriegsunterstützung durch die jüdischen Gemeinden sollten den Emanzipationsprozess zu einem Abschluss bringen. Der seit 1867 erfolgten rechtlichen Gleichstellung durch das Staatsgrundgesetz sollte nun die endgültige gesellschaftliche in Form der Anerkennung durch die nichtjüdische Mehrheitsbevölkerung folgen.¹ Der Kriegsdienst wurde als Beleg für den jüdischen Patriotismus verstanden und sollte zudem als unumstößliches Argument gegen jedwede Form antisemitischer Anschuldigungen dienen. Eingebunden in den Fortschrittsglauben der Moderne gingen viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen im Jahr 1914 noch davon aus, dass es letztlich nur eine Frage der Zeit sein könne, bis der Antisemitismus als Relikt der Vormoderne überwunden werde, wie man das beispielsweise am 1910 von Arthur Bremer herausgegebenen Werk „Die Welt in 100 Jahren“ sehen kann.² Antisemitismus sollte aus der Perspektive von 1910 im Jahr 2010 keine Rolle mehr spielen.

Dass diese Erwartungen weder in der unmittelbaren noch der ferneren Zukunft erfüllt werden konnten und die Jüdinnen und Juden zugleich auch nicht davon abzurücken bereit waren, spiegelt sich eindrucksvoll in der öffentlichen jüdischen Erinnerungskultur an den Ersten Weltkrieg und die gefallenen jüdischen Soldaten wider. So wurden bereits mit Kriegsbeginn die ersten Aktivitäten zur Legitimation des Krieges an sich, zur Sichtbarmachung und Würdigung der jüdischen Kriegsdienstleistungen und auch der jüdischen Opfer unternommen. Diesen folgten noch zahl-

nach dem Ersten Weltkrieg



Linke Seite: Kriegerdenkmal am jüdischen Friedhof in Linz, eingeweiht 1920 © CAHJP

Heldendenkmal am Zentralfriedhof in Wien, Tor 1, eingeweiht 1929 © Gerald Lamprecht

reiche weitere während und nach dem Ersten Weltkrieg bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten 1938. Die Akteure der jüdischen Kriegserinnerungsdiskurse waren Journalisten, Intellektuelle, Rabbiner, jüdische Gemeinden und ab 1932 vor allem der „Bund jüdischer Frontsoldaten Österreichs“.³ Die Medien der Kriegserinnerungen waren deutschsprachig-jüdische Zeitungen, eigene Erinnerungspublikationen, Helden-, Soldaten- oder Kriegerfriedhöfe sowie Kriegerdenkmäler und regelmäßige Erinnerungsrituale im öffentlichen Raum.

Publizistische Erinnerungszeichen

Die wesentlichen Medien der jüdischen Kriegserzählung und Kriegserinnerung waren ab 1914 zunächst publizistische Unternehmungen in den deutschsprachig-jüdischen Zeitungen und Zeitschriften. So übernahm diese Aufgabe beispielsweise „Dr. Bloch's Oesterreichische Wochenschrift“⁴ für weitgehend akkulturierte Jüdinnen und Juden, die „Jüdische Zeitung“⁵ sowie die „Jüdische Volksstimme“ für zionistisch Orientierte und die „Jüdische Korrespondenz“ für

jene, die der Orthodoxie anhängen. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang vor allem „Bloch's Wochenschrift“, die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert das Sprachrohr der liberal-konservativ geführten Wiener jüdischen Gemeinde war. In ihr erschienen zahlreiche patriotische Texte, Beiträge über jüdischen Heldenmut, biographische Skizzen von Gefallenen sowie Namenslisten der Kriegsdekorierten und Ausschnitte aus Kriegsbriefen. Alle diese Texte rückten den jüdischen Heldenmut sowie die Opferwilligkeit für das Vaterland und das Kaiserhaus ins Zentrum.⁶ Dabei wurden immer wieder, wie beispielsweise vom Badener Rabbiner Wilhelm Reich, die Kriegshelden der Jahre 1914 bis 1918 mit den Helden der hebräischen Bibel in Beziehung gesetzt. Jüdisches Heldentum ebenso wie jüdische Vaterlandsliebe waren für ihn keine rein zeitgenössischen Phänomene, sondern tief im Judentum verankert, denn *jüdischer Mut und jüdische Tapferkeit [waren] zu allen Zeiten im Judentum heimisch [...] und der jüdische Krieger [stellte] immer seinen Mann. Die Kriegsgeschichte unserer Zeit, so Rabbiner Reich weiter, legt nun Zeugnis ab, daß das jüdische Kriegsheldentum nicht geschwunden ist; Hunderte und aber Hunderte unserer Glaubensgenossen, die im Kriege stehen, sind ausgezeichnet auf dem Felde der Ehre; sie stehen keiner Konfession und keiner Nationalität im Kampfe für das Vaterland nach, und wenn das Kriegsbuch dieser Zeit mit Gottes Hilfe geschlossen sein wird, werden wir mit Stolz und Genugtuung hinweisen können auf das goldene Buch, in welchem auch in stattlicher Zahl die Namen jüdischer Kriegshelden zur Verherrlichung der Judenheit fortleuchten werden! Die Namen jüdischer Kriegshelden als würdige Nachfolger der Makkabäer!*⁷

Neben den patriotischen und weiteren Beiträgen in den deutschsprachig-jüdischen Zeitungen, die die jüdischen Kriegsoffer hervorhoben, wurden während der Kriegsjahre außerdem spezifische Erinnerungspublikationen verlegt. Zu nennen sind hier das von Moritz Frühling ab 1914 herausgebrachte „Jüdische Kriegsgedenblatt“, das vom „Komitee des Jüdischen Kriegsarchives“ ab Mai 1915 verlegte „Jüdische Archiv“⁸ sowie einzelne Sammlungen von Kriegspredigten und Denkschriften, wie beispielsweise jene des steirischen Landesrabbiners David Herzog aus dem Jahr 1915. Herzog stellte, wie viele weitere Autoren in seinen Kriegspredigten, das Heldentum der jüdischen Soldaten mit jenem der nichtjüdischen gleich, *denn was namentlich unsere Helden, ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität, die lebenden und die auf dem Felde der*



*Ehre gefallenen, unter welchen auch die Kinder unserer Gemeinde reichen Anteil nehmen, an schwärmerischer Begeisterung und idealer Hingabe und Aufopferungsfähigkeit geleistet haben, überragt selbst antike Größe!*⁹

Heldenfriedhöfe

Zentrale gesamtgesellschaftliche und ebenso konfliktbeladene Diskursfiguren der Kriegserinnerung und der „Sinnstiftung des Sinnlosen“ waren Opferbereitschaft, Vaterlandsliebe und Kameradschaft. Dabei ging es im Angesicht des massenhaften Leidens und Sterbens unter anderem um die Überwindung ethnischer, religiöser und sozialer Differenzen, wie das im Bild des Burgfriedens immer wieder zum Ausdruck gebracht wurde. Ziele der Burgfrieden vordergründig auf die Bündelung aller gesellschaftlichen Kräfte zur Erreichung der Kriegsziele ab, so berührte er im Bereich der jüdischen Gemeinden und Medien noch weiterführende Fragen. Zur Disposition stand die prinzipielle Verortung der Jüdinnen und Juden im Staat sowie ihre Beziehung zur nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft.

Linke Seite: Jüdisches Kriegsgeden-
blatt, herausgegeben von Moritz
Frühling

Jüdisches Archiv, herausgegeben vom
Komitee „Jüdisches Kriegsarchiv“

Denn seit dem Beginn der Emanzipation standen einander Tendenzen des (geforderten) Aufgehens in der christlich geprägten Mehrheitsgesellschaft und Notwendigkeiten des Aufrechterhaltens eines jüdischen Partikularismus in der liberal-bürgerlichen Gesellschaft gegenüber. Einzelne Menschen wie auch jüdische Institutionen waren stets gefordert, den Spagat zwischen Teilhabe an der liberalen und sich nationalisierenden Gesellschaft und der Bewahrung partikularer jüdischer (Gruppen-)Identität zu meistern. Es ging letztlich um das Beharren auf einer „jüdischen Differenz“, die von Juden und Nichtjuden in gleichem Maße stets aufs Neue sozial konstruiert und ausgehandelt wurde.

Zentraler Schauplatz der komplexen und vielfältigen Diskussionen über diese Gratwanderung waren unter anderem die Debatten um die Errichtung von gemischtkonfessionellen Friedhöfen und Helden- und Soldaten- oder Kriegerfriedhöfe waren die Objektivationen des Massensterbens und ihre Form war Ausdruck moderner, meist nationaler Sinnstiftung, die alle Bürgersoldaten in der Erinnerung egalisierte. Denn durch den Tod für die Nation und das Vaterland sollten alle Unterschiede des militärischen Rangs oder der gesellschaftlichen Position verschwinden.¹⁰

Doch gerade diese Egalität in Form der gemischtkonfessionellen Heldenfriedhöfe stellte für die jüdischen Gemeinden und Autoritäten ein Dilemma dar. Denn auch wenn anstatt der auf den Friedhöfen üblichen einfachen Grabkreuze auf den Gräbern von verstorbenen jüdischen Soldaten Davidsterne angebracht wurden, hatten die Heldenfriedhöfe prinzipiell eine christliche Symbolsprache.¹¹ Neben dieser Unterordnung unter die christliche Symbolik wurden für die jüdische Gemeinschaft jedoch auch religiöse wie politische Bedenken schlagend, wie am Beispiel eines Leserbriefes in „Bloch's Wochenschrift“ vom Jänner 1915 gesehen werden kann: *[...] Es ist gewiß hoch zu schätzen, daß die Gemeinde Wien zwischen den Helden, die ihr Leben fürs Vaterland geopfert haben, keinen Unterschied machen und sie alle gleichmäßig ehren will.*



Trotzdem würde ich mir gestatten, die Anregung zu geben, eine Anzahl jüdischer Gefallener, möglichst in eine Gruppe geordnet, auf der jüdischen Abteilung zu beerdigen, schon aus dem Grunde, daß es uns ermöglicht werde, in ruhigen Zeiten auch die jüdische Friedhofsabteilung durch ein Kriegerdenkmal zu ehren, damit der Mangel eines solchen bei der nächsten und nächstnächsten Generation nicht unliebsam auffalle und ein späterer Knabe nicht etwa seinen Vater fragen mußte: „Haben die Juden im Jahre 1914 nicht mitgekämpft, weil auf dem jüdischen Friedhofe kein Kriegerdenkmal steht?“¹²

Der Ausgangspunkt dieses Briefes war die Absicht der Stadt Wien im September 1914, auf dem Zentralfriedhof einen gemischtkonfessionellen Heldenfriedhof für alle in Wien verstorbenen Soldaten zu errichten. Dieser Idee schloss sich die jüdische Gemeinde zunächst auch an, wollte jedoch zugleich sichergestellt wissen, dass die Beerdigung den jüdischen Gesetzen entspricht und auf den Grabsteinen der obligatorische Segensspruch *Seine/Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens!* (1 Sam 25,29) angebracht werde.¹³ Wollte man sich zunächst dem allgemeinen Totenge-

Kriegerdenkmal am Westfriedhof in Innsbruck, eingeweiht 1925 © Gerald Lamprecht.



denken in Form des gemischtkonfessionellen Friedhofs anschließen, so entschied die jüdische Gemeinde Wiens, wie auch zahlreiche weitere jüdische Gemeinden in Österreich, die Gefallenen letztlich doch nicht in den gemischtkonfessionellen sondern auf den jüdischen Friedhöfen in eigens angelegten „Heldenabteilungen“ beizusetzen.¹⁴ Und es waren dann diese Heldenabteilungen, neben den Synagogen, in denen ab 1918 Kriegerdenkmäler oder Erinnerungstafeln angebracht wurden und die zugleich auch die Ambivalenz jüdischer Kriegserinnerung zwischen dem Bedürfnis nach gesellschaftlicher Anerkennung und Integration bei gleichzeitigem Beharren auf jüdischem Partikularismus widerspiegelten.

Kriegerdenkmäler

Der Totenkult, wie er sich rund um die Heldenfriedhöfe, Krieger- und Heldendenkmäler artikuliert, hatte wesentliche Funktionen in der Überwindung der Kriegstraumata für die Veteranen und Angehörigen.

Friedhöfe und Denkmäler dienten der Totenehrung und ritualisierten Trauer ebenso, wie ihre Errichtung als politischer Akt die Formung einer meist nationalen Erinnerungsgemeinschaft bedeutete.¹⁵

Erste Überlegungen zur Errichtung von Helden- und Gedenkdenkmälern gab es bereits während der Kriegszeit, wobei die Realisierung der jüdischen ebenso wie nichtjüdischen Denkmäler zumeist erst nach dem Ende des Krieges erfolgte. Hinter diesen Denkmalerrichtungen standen die lokalen Beerdigungsbruderschaften, die jüdischen Gemeinden, Privatinitiativen oder ab 1932 der Bund jüdischer Frontsoldaten Österreichs. Feststellbar ist hierbei, dass letztlich in der Zeit von 1918 bis 1938 in fast allen jüdischen Gemeinden in Österreich, mit Ausnahme des Burgenlandes, eigene jüdische Erinnerungszeichen errichtet wurden, so beispielsweise 1920 in Linz oder 1921 in Baden.¹⁶ Beim Linzer Denkmal, das an der Innenseite der Einfriedungsmauer des Friedhofs errichtet wurde, ist zudem bemerkenswert, dass sich die Widmungsinschrift auf den Ersten Weltkrieg bezieht,

am Denkmal selbst aber auch die Namen von zwei Gefallenen des Krieges von 1866 verzeichnet sind.¹⁷

Auch in Innsbruck gab es bereits während des Krieges Überlegungen zur Errichtung eines Kriegerdenkmals, das dann jedoch erst im Mai 1925 anlässlich der zehnjährigen Wiederkehr des Kriegseintritts Italiens feierlich eingeweiht wurde.¹⁸ Der Termin der Einweihung am jüdischen Friedhof wurde mit den allgemeinen Erinnerungsfeierlichkeiten zusammengelegt, wobei an der Feier am jüdischen Friedhof selbst nur wenige, eher nachrangige Vertreter der Politik und anderer nichtjüdischer Organisationen teilnahmen. Die Spitzen der Tiroler Gesellschaft schlossen sich hingegen den allgemeinen Feierlichkeiten, die zu diesem Zeitpunkt von den antisemitischen Frontkämpfervereinigungen dominiert wurden, an. Im Zentrum der kämpferischen Weiherede von Landesrabbiner Josef Link stand, *daß die Juden Schulter an Schulter mit ihren Kameraden gekämpft, Leid und Freud mit ihnen geteilt haben, um den Beweis zu erbringen, daß sie nicht nur gleichberechtigt sein wollen, sondern gleichwertig sind.*¹⁹

Ein weiterer Aspekt jüdischer Kriegserinnerung wird bei der 1926 von der Israelitischen Kultusgemeinde am jüdischen Friedhof in Klagenfurt errichteten Gedenktafel sichtbar.²⁰ Auch hier wurden im Zuge der Ansprachen zunächst die beiden Aspekte der Vaterlandstreue und des würdigen Gedenkens hervorgehoben, wobei Rabbiner Ignatz Hauser in seiner Weiherede zudem festhielt, dass die Gefallenen auch Zeugen eines stolzen und aufrechten Judentums seien. Das spiegelt sich auch in der hebräischen Inschrift *Wie sind die Helden im Krieg gefallen!* (2 Sam 1, 25) wider. Dieser Spruch stammt aus dem zweiten Buch Samuel, in dem König David um die in der Schlacht gefallenen Jonathan und Saul trauert, steht in einer kriegerischen Tradition und betont zudem die Verpflichtung sich zu erinnern.

Das größte in der Zwischenkriegszeit errichtete Heldendenkmal war aber jenes der Israelitischen Kultusgemeinde Wien in der jüdischen Abteilung des Wiener Zentralfriedhofs. Auch hier stellte das Friedhofsreferat der IKG bereits 1919 erste Überlegungen an, wie jener Teil der jüdischen Abteilung, der mit Gräbern von Kriegstoten beinahe vollständig belegt war, „künstlerisch auszugestalten“ sei, und initiierte einen Ideenwettbewerb unter den jüdischen Architekten Wiens. Doch konnte dieses Unterfangen aufgrund ökonomischer Probleme, wie an anderen Orten auch, nicht sogleich in die Tat umgesetzt werden. Erst 1926

wurde die Idee des Wettbewerbs wieder aufgegriffen und eine Ausschreibung durchgeführt.²¹ Im Herbst desselben Jahres wählte die Jury unter der Leitung von Prof. Clemens Holzmeister aus 25 eingereichten Projekten schließlich jenes des Wiener Architekten Leopold Ponzen, das den Titel „Gezeichneter Davidstern im Kreis zwischen zwei waagrechten Linien“ trug, aus.

Das Denkmal wurde als eines für alle auf Wiener jüdischen Friedhöfen beerdigten Soldaten ebenso wie für all jene Soldaten, die vor 1914 in Wien gelebt hatten, gefallen und außerhalb Wiens beerdigt worden waren, konzipiert. Um diesem allgemeinen Anspruch gerecht zu werden, bemühte man sich in den folgenden Jahren darum, die Namen aller gefallenen jüdischen Soldaten zu eruieren. Dazu wurden 1927 und 1928 in mehreren Wiener Tageszeitungen Inserate geschaltet, die zur Bekanntgabe von Namen, Charge, Beerdigungsdatum und Begräbnisstätte aufriefen.²² Diesem Aufruf wurde zahlreich Folge geleistet, sodass auf dem im Oktober 1929 eingeweihten Denkmal 400 Namen von Gefallenen verewigt werden konnten.

AK NIEDERÖSTERREICH

MIT DER AK NIEDERÖSTERREICH BESTENS BERATEN.

OGB

Markus Wieser
AK Niederösterreich-Präsident
ÖGB NÖ-Vorsitzender

noe.arbeiterkammer.at
facebook.com/AK.Niederosterreich

foto: klaus Wymalek

Das Denkmal selbst sollte der Ausschreibung folgend *der Weihe des Ortes gemäß, würdig und ernst, in schlichter monumentaler Form* ausgeführt werden. Inhaltliche Vorgaben gab es lediglich in der Form, dass die Namen der Gefallenen und eine hebräische Inschrift berücksichtigt werden sowie eine gärtnerische Einbeziehung in die umliegende Friedhofsanlage erfolgen sollten. Die vorgegebene Inschrift stellte im Gegensatz zu den bis dahin errichteten jüdischen Heldendenkmälern ein Novum dar. Es handelte sich um den Satz aus Jesaja 2,4: *Nicht mehr hebt Volk gen Volk das Schwert und nicht lernen sie für den Krieg.*²³ Demnach stand das Wiener Denkmal explizit im Kontext eines „Nie wieder Krieg“ und war keine Apologie des Heldentodes.

ruhenden Söhnen, gewidmet von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien trugen. Zentral an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand wurde die Tafel mit der hebräischen Inschrift aus dem Buch Jesaja angebracht. Der hebräische Text wurde von der deutschen Übersetzung umrandet, und an der Decke der Vorhalle wurde zudem die Inschrift. „Die israelitische Kultusgemeinde Wien ihren im Weltkriege 1914–1918 gefallenen Söhnen“ angebracht.²⁴

Das Denkmal wurde am 13. Oktober 1929 gemeinsam mit einem weiteren für die auf dem Friedhof bestatteten russisch-jüdischen Kriegsgefangenen eingeweiht. Anwesend waren neben den Funktionären der jüdischen Gemeinde eine Ehrenkompanie des Infante-

Gedenktafel am jüdischen Friedhof in Klagenfurt, eingeweiht 1926 © Sabine Hödl



Der preisgekrönte Entwurf von Ponzen sah vor, dass das Denkmal in Form eines von Zinnen bekrönten Oktogons errichtet wird. Beim Material entschied er sich für Bruch- und Kalkstein; das Denkmal sollte von ca. 10 Meter hohen Trauerweiden flankiert werden. Die Namen der Gefallenen sollten auf Marmortafeln im Innenraum verewigt werden, die die Inschrift *Ihren auf diesen Gedenktafeln verewigten und allen ihren anderen im Weltkriege gefallenen und in fremder Erde*

rieregiments Nr. 3, Bundeskanzler Johann Schober, eine Vertretung des Vizekanzlers, Vertreter der Ministerien für Unterricht und soziale Verwaltung, ein Vertreter des ungarischen sowie des polnischen Gesandten und für Deutschland Generalmajor Jaspar Kundt, zudem der altkatholische Bischof, Vertreter der Polizeidirektion und des Deutschmeisterbundes. Die Gedenkrede hielt der Wiener Rabbiner Julius Max Bach. Er gab seiner Ansprache der Widmung des Denkmals entsprechend den

Titel: „Das einzig wahre Kriegsziel ist der Friede“ und stellte das Sterben der jüdischen Soldaten in den Kontext der „Idee des Völkerfriedens“, der Vaterlandstreue sowie einer „Ehrenrettung“ des Judentums.²⁵

Das Wiener Denkmal wich in Form und inhaltlicher Ausrichtung von den bis dahin in Österreich errichteten jüdischen Heldendenkmälern ab. Denn neben den Aspekten Vaterlandstreue und Pflichterfüllung stellte es sowohl durch die zentrale Widmungsinschrift als auch durch die Weiherede das Kriegergedenken in den Kontext von Frieden und Völkerverständigung. Verstärkt wird dieser Aspekt noch durch das vom technischen Amt der Israelitischen Kultusgemeinde errichtete und gemeinsam mit dem Heldendenkmal



eingeweihte Denkmal für die in Wien verstorbenen russischen jüdischen Kriegsgefangenen.²⁶ Damit wurde die Wiener jüdische Kriegserinnerung vom hegemonialen, bellizistischen und nationalistischen Diskurs jener Jahre entkoppelt und erhielt eine europäisch-jüdische Dimension, in der der Kriegsdienst im Sinne der Treue zum Judentum und gegen die antisemitischen Diffamierungen der Treu- und Vaterlandslosigkeit interpretiert wurde.

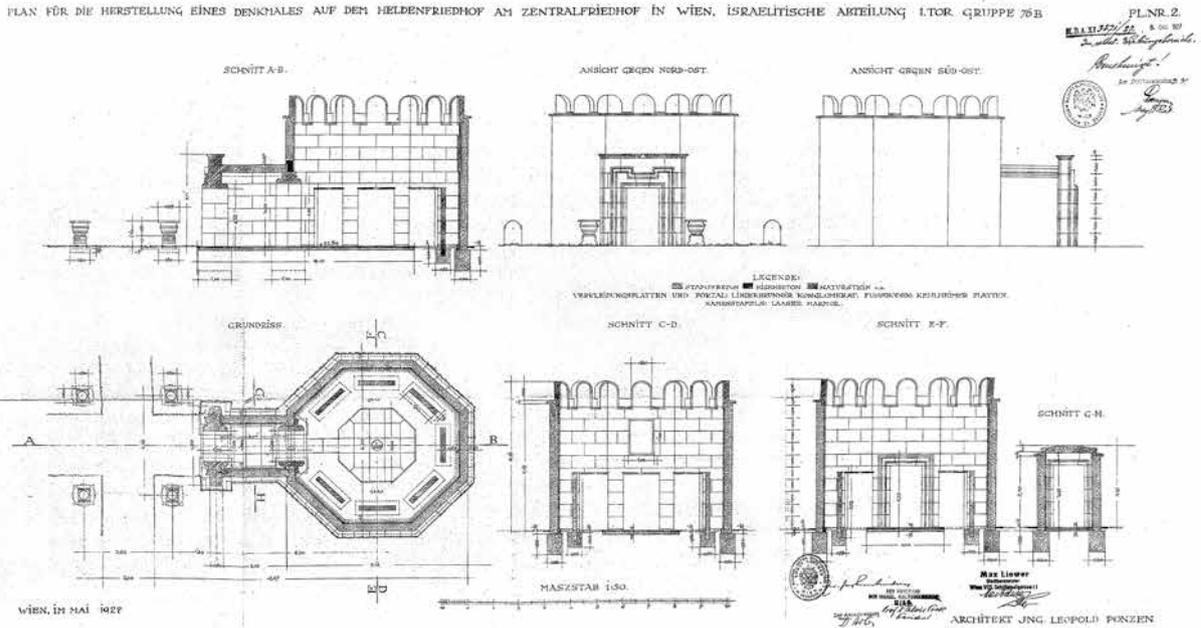
Conclusio

Die Kriegserinnerung war für viele Jüdinnen und Juden Beweis und zentrales Argument, wenn es um die Erhaltung der staatsbürgerlichen Rechte und die aktive Abwehr des Antisemitismus ging. Sie war aber auch verbunden mit der Stärkung jüdischen Selbstbewusstseins und wurde dementsprechend in die Debatten um die Transformationen jüdischer Identitäten eingebracht. Die Rückbindung an ein jüdisches Heldentum, wie es in den religiösen Texten überliefert wurde, sollte das verstärken.

Die Orte jüdischer Kriegserinnerung und ihrer Objektivierungen in Form von Denkmälern, Gedenktafeln und Gedenkschriften waren in der Regel die jüdischen Friedhöfe, Synagogen oder jüdische Zeitungen und Zeitschriften. Dies bedeutet aber keinesfalls, dass jüdische Kriegserinnerung von der nichtjüdischen separiert zu verstehen ist. Denn auch wenn eine Reihe von nichtjüdischen Traditionsverbänden „Arierparagrafen“ in den Statuten verankerten und die Erinnerung an den Krieg und vor allem die Kriegsniederlage als Grundlage ihrer antisemitischen Agitation verwendeten, so waren ehemalige jüdische Frontsoldaten ebenso wie ihre Veteranenverbände in die allgemeinen Erinnerungsdiskurse involviert und an der Aushandlung einer österreichischen nationalen Identität in der Zwischenkriegszeit beteiligt.

Anmerkungen

- 1 Marsha L. Rozenblit, *Reconstructing a National Identity. The Jews of Habsburg Austria during World War I*. Oxford 2001, S. 39–58.
- 2 Vgl. Arthur Brehmer, *Die Welt in 100 Jahren. Mit einem einführenden Essay „Zukunft von gestern“ von Georg Ruppelt*. Hildesheim-Zürich-New York 2013.
- 3 Vgl. dazu ausführlicher Gerald Lamprecht, *Kriegserinnerungs- und Identitätsdiskurse am Beispiel des „Bundes jüdischer Frontsoldaten“ und der Zeitschrift Jüdische Front 1932–1938*. In: Petra Ernst, Eleonore Lappin-Eppel (Hg.), *Jüdische Publizistik und Literatur im Zeichen des Ersten Weltkrieges (Schriften des Centrums für Jüdische Studien 25)*. Innsbruck-Wien-Bozen 2016, S. 167–186.
- 4 Vgl. Eleonore Lappin-Eppel, *Zensur und Abwehr des Antisemitismus: „Dr. Bloch's Österreichische Wochenschrift“ im Ersten Weltkrieg*. In: Michael Nagel, Moshe Zimmermann (Hg.), *Judenfeindschaft und Antisemitismus in der deutschen Presse über fünf Jahrhunderte: Erscheinungsformen, Rezeption, Debatte und Gegenwehr Bd. 1*. Bremen 2013, S. 299–316.
- 5 Dieter J. Hecht, *Die „Jüdische Zeitung“ (Wien 1907–1920): Ein nationaljüdisches Organ*. In: Eleonore Lappin, Michael Nagel (Hg.), *Deutsch-jüdische Presse und jüdische Geschichte: Dokumente, Darstellungen, Wechselbeziehungen. Bd. II: Religion und Politik in der europäisch-jüdischen Presse vor der Shoah – Antisemitismus, Faschismus und Nationalsozialismus, 1880–1943 –*



Entwurf des Heldendenkmal
am Zentralfriedhof in Wien von
Leopold Ponzen, 1927 © CAHJP

- Neuorientierungen nach der Shoah. Bremen 2008, S. 57–68.
- 6 Das jüdische Opfer des Krieges. In: Dr. Bloch's österreichische Wochenschrift (ÖW), 4.9.1914, S. 609.
 - 7 Wilhelm Reich, Jüdische Kriegshelden. In: ÖW, 11.12.1914, S. 853–855, hier S. 855.
 - 8 Vgl. Annonce in ÖW, 4.12.1914, S. 855; Aufruf des „jüdischen Kriegsarchives“. In: ÖW, 22.1.1915, S. 67; Eleonore Lappin, Zwischen den Fronten: Das Wiener „jüdische Archiv. Mitteilungen des Komitees Jüdisches Kriegsarchiv“ 1915–1917. In: Lappin, Nagel, Deutsch-jüdische Presse (wie Anm. 5), Bd. I: Dokumente, Darstellungen, Wechselbeziehungen, S. 229–246.
 - 9 David Herzog, Kriegspredigten. Frankfurt/Main 1915, S. 7–8.
 - 10 George L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben. Stuttgart 1993, S. 101–116.
 - 11 Vgl. Jay Winter, Commemorating War, 1914–1945. In: Roger Chickering, Dennis Showalter, Hans van de Ven (Ed.), The Cambridge History of War. Vol. IV: War and the Modern World. Cambridge 2012, S. 310–326, hier S. 311.
 - 12 Hermann Stern, Ein jüdisches Kriegerdenkmal. In: ÖW, 8.1.1915, S. 24–25.
 - 13 IKG Wien an Bürgermeister Weisskirchner, 13.9.1914. Central Archives for the History of the Jewish People (CAHJP), Archiv der IKG Wien, A/W 1477.
 - 14 Z. B. Graz: Protokoll der Vorstandssitzung der Chewra Kadischa Graz, 12.2.1915. Russisches staatliches Militärarchiv (RGWA), 709-1-7.
 - 15 Vgl. Reinhart Koselleck, Einleitung. In: Ders., Michael Jeismann (Hg.), Der politische Totenkult. Kriegerdenkmale der Moderne. München 1994, S. 9–20, hier S. 9.
 - 16 Vgl. Kriegerdenkmaleinweihung in Baden bei Wien. In: Die Wahrheit, 7.7.1921, S. 11.
 - 17 Ein jüdisches Kriegerdenkmal in Linz. In: Jüdische Nachrichten für die deutschösterreichische Provinz, 24.10.1919, S. 8.
 - 18 Vgl. dazu. Martin Achraimer, Die jüdische Abteilung am städtischen Friedhof in Innsbruck 1864–1945. In: Thomas Albrich (Hg.), Judenbichl. Die jüdischen Friedhöfe in Innsbruck. Innsbruck 2010, S. 81–125, hier S. 108–114.
 - 19 Kriegerdenkmal-Einweihung der Innsbrucker Kultusgemeinde. In: Die Wahrheit, 26.6.1925, S. 12.
 - 20 Klagenfurt. In: Die Wahrheit, 17.9.1926, S. 12.
 - 21 IKG Wien, Referatsbogen vom 15.1.1919 und Sitzung des Komitees zur Errichtung eines Denkmals am Zentralfriedhof für die jüdischen Krieger, 18.4.1926: CAHJP, Archiv der IKG Wien, A/W 1176.
 - 22 Siehe Kriegerdenkmal der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. In: Neue Freie Presse, 9.7.1927, S. 2. (Abendausgabe) und Kriegerdenkmal der Israelitischen Kultusgemeinde. In: Ebd., 7.7.1928, S. 6.
 - 23 Vgl. Sitzung des Komitees zur Errichtung eines Denkmals am Zentralfriedhof, 18.4.1926; Programm der Ausschreibung, August 1926, CAHJP, Archiv der IKG Wien, A/W 1176 a-d.
 - 24 Denkmalplan von Leopold Ponzen, ebd.; Das Kriegerdenkmal für jüdische Soldaten. In: Die Stimme, 24.10.1929, S. 11.
 - 25 Vgl. dazu Enthüllung der Kriegerdenkmäler für jüdische Soldaten. In: Neue Freie Presse, 14.10.1929, S. 4; Das einzig wahre Kriegsziel ist der Friede. In: Die Wahrheit, 18.10.1929, S. 3; Tausend Tote. Das Kriegerdenkmal auf dem Wiener jüdischen Friedhof. In: Die Neue Welt, 18.10.1929, S. 3; Rabbiner Prof. Dr. J. M. Bach, Das einzig wahre Kriegsziel ist der Friede. In: Die Wahrheit, 18.10.1929, S. 4.
 - 26 Die Widmungsinschrift lautet: „Die Israelitische Kultusgemeinde Wien den fern von der Heimat an dieser Stätte des ewigen Friedens zur letzten Ruhe gebetteten russischen Kriegsgefangenen.“ Vgl. Das Kriegerdenkmal für jüdische Soldaten. In: Die Stimme, 24.10.1929, S. 11; Tausend Tote. Das Kriegerdenkmal auf dem Wiener jüdischen Friedhof. In: Neue Welt, 18.10.1929, S. 3.

Ihr Jahresausgleich wird automatisch – die Spendenabsetzbarkeit auch



BMF/Colourbox

Entgeltliche Einschaltung des Bundesministeriums für Finanzen

Wofür gilt die neue Richtlinie?

Die neue Regel gilt nicht nur für Spenden an begünstigte Spendenorganisationen, sondern auch für:

- Kirchenbeiträge
- Freiwillige Weiterversicherung in der gesetzlichen Pensionsversicherung
- Nachkauf von Pensionsversicherungszeiten

Wie werden Ihre Daten geschützt?

Damit keine Fremden Zugang zu Ihren personenbezogenen Daten haben, überträgt sie die Spendenorganisation durch ein verschlüsseltes Personenkennzeichen an Ihr Finanzamt. Die rechtliche Grundlage dafür ist das Österreichische Datenschutzrecht, das besonders streng und auf dem modernsten Stand der Technik ist.

Sie wollen mehr Informationen?

- **Alles über die Spendenabsetzbarkeit:** www.bmf.gv.at/spenden
- **Folder: Spendenabsetzbarkeit ab 1.1.2017** zum Download unter www.bmf.gv.at > Publikationen
- **Details zur automatischen Datenübermittlung:** www.bmf.gv.at > Top Themen



Bei Ihrer nächsten Arbeitnehmerveranlagung brauchen Sie sich nicht mehr um Ihre Spenden zu kümmern. Kein lästiges Formularausfüllen mehr, Ihr Finanzamt setzt Ihre Spenden automatisch als Sonderausgabe ab. Einzige Voraussetzung: Die Spendenorganisation muss Ihre Daten richtig weitergeben.

Was ist neu?

Seit 1. Jänner 2017 müssen Spendenorganisationen Ihr Finanzamt über Ihre Spende informieren. Das erfolgt durch einen automatischen Datenaustausch zwischen Spendenorganisation und Finanzamt. Ihr Vorteil: Sie brauchen Ihre Spenden nicht mehr in Ihrer Steuererklärung einzutragen, Ihr Finanzamt berücksichtigt sie automatisch als Sonderausgabe.

Finanzamt informieren kann. Wichtig: Die Daten müssen korrekt sein und Ihr Vor- und Nachname mit den Angaben auf Ihrem Meldezettel übereinstimmen. Stimmen die Daten nicht überein, funktioniert die Datenübertragung nicht. Und damit auch nicht das automatische Absetzen Ihrer Spende von der Steuer.



Wie funktioniert es?

Die Spendenorganisation muss Ihren Vor- und Nachnamen und Ihr Geburtsdatum kennen, damit sie Ihr

Erklärvideo, Informationen und Tipps finden Sie auf www.bmf.gv.at/spenden

Koscher im Krieg

Die Versorgung des jüdischen Wien

Christoph Lind

Die Hungerjahre des Ersten Weltkrieges stellten für die Stadt Wien und ihre Bevölkerung eine besondere Herausforderung dar, galt es doch, den Mangel bestmöglich zu verwalten. Diese Aufgabe war letztendlich nicht zu lösen, und trotz des Umstands, dass die k. (u.) k. Truppen 1918 an allen Fronten tief im Feindesland standen, ging die Monarchie im Herbst desselben Jahres unter. Die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) Wien war auch während der Kriegsjahre dazu verpflichtet, für die rituell einwandfreie Kost ihrer Mitglieder zu sorgen und die jüdischen Speisegesetze (Kaschrut) zu beachten. Der Großteil dieser Gesetze befasst sich mit Fleisch, Fisch, Milchprodukten und Wein; Obst und Gemüse können im Wesentlichen umstandslos verzehrt werden. Fleisch darf nur von wiederkäuenden Paarhufern (z. B. Ziege, Schaf, Rind) – daher auch kein Schwein – und bestimmten Vögeln (allerdings keine Raubvögel) genossen werden, Fisch nur dann, wenn er Schuppen und Flossen hat. Die erlaubten Tiere müssen zudem nach strengen Vorschriften geschlachtet und begutachtet werden, wozu es einer eigens dafür ausgebildeten Person, des Schächters, bedarf. Das Vermischen von Fleisch- und Milchprodukten ist verboten.

Die Tiere wurden (meist) auf den Wiener Märkten, deren Infrastruktur in den 1880er und 1890er Jahren massiv ausgebaut worden war, gekauft. Es gab sechs Sondermärkte, sieben Großmärkte, 33 Märkte für den Kleinverkauf, sechs Markthallen und ein städtisches Lagerhaus, die zusammen die wichtigsten Knoten des

Verkaufsnetzes der Stadt bildeten. Für die Fleischversorgung wesentlich waren der Zentralviehmarkt St. Marx und die Großmarkthalle im 3. Bezirk, die beide kommunal verwaltet wurden. Der Zentralviehmarkt (erbaut 1879–1884) besaß das alleinige Vertriebsrecht für Rinder, Schweine und Schafe, die im Stadtgebiet (und einigen Umlandgemeinden) zur Schlachtung bestimmt waren. In der Großmarkthalle (eröffnet 1865) wiederum, die auch über eine Fleischhalle (1899) und eine Viktualienhalle (1906) verfügte, fand der Verkauf jener Lebensmittel statt, die über den Zwischen- und Kleinhandel an die Konsumenten gelangten.¹ Knapp die Hälfte des Schlachtviehs stammte aus dem ungarischen Teil der Doppelmonarchie. Vor allem Rinder und Schafe, also nach der Kaschrut erlaubte Tiere, führte man überdurchschnittlich oft von dort ein.²

Im Jahr 1908 wurden in Wien 29.453 Stück Großvieh und 7.417 Stück Kleinvieh geschächtet, 1909 waren die Zahlen ähnlich hoch (29.147 Stück Großvieh und 7.578 Stück Kleinvieh). Dafür gab die IKG 1908 die Summe von 105.682,24 Kronen aus, während sie 73.192,06 Kronen einnahm (1909: 104.083,12 Kronen Ausgaben und 75.892,14 Kronen Einnahmen). Die Aufwendungen der Kultusgemeinde für koscheres Fleisch waren demnach ein enormes Verlustgeschäft und hoch subventionsbedürftig. Zudem betrieb die IKG 17 Koscherfleischbänke (für rohes Fleisch) und ein Lokal zur Geflügelschächtung im 2. Bezirk, die allesamt unter der Aufsicht des Rabbinate standen. Auch der streng orthodoxe Verein „Adas Jisroel“ in

mit ritueller Kost (1914–1918)



*Wien im Jahr 1918,
Gemälde von Josef
Engelhart © Wien
Museum*

der „Schiffschul“ (2., Große Schiffgasse 8) verfügte über eine eigene Infrastruktur für rituelle Kost (Schächter, Bäckereien, Verkaufsstellen) und wurde von der IKG über die Rückvergütung von Schächtgebühren jährlich mit 6.000.– Kronen unterstützt.³

Neben dem Fleisch war auch die Versorgung mit koscherer Milch relevant. Die Wiener Milch kam zu 71% aus Niederösterreich (17% aus Mähren, 12% aus Ungarn), da sie rasch an den Verbraucher gelangen musste. Bereits im 19. Jahrhundert waren rund um die Stadt zahlreiche Milchgenossenschaften und -produzenten entstanden.⁴ Zu Letzteren gehörte beispiels-

weise auch die Gutsverwaltung Guntramsdorf südlich von Wien. Wilhelm und Berta Herz, beide jüdisch, hatten sie bereits 1875 gepachtet, von 1902 bis 1924 führte dann ihr Sohn Oskar (geb. 1866, Mitglied des örtlichen Gemeinderates, 1941 nach Minsk deportiert und ermordet) den Betrieb.⁵ Das Gut belieferte den Quellen nach ausschließlich den Verein „Adas Jisroel“, die Milchflaschen waren plombiert und zum Nachweis ihrer rituellen Reinheit mit einer Vignette versehen.⁶

Die Getreideversorgung wiederum konnte trotz der ertragreichen Ackerbaugebiete, die Wien im Norden, Osten und Süden umgaben, nicht aus dieser näheren



Umgebung geleistet werden. Wien war dafür einfach zu groß und so musste mehr als die Hälfte des Getreides importiert werden, was dazu führte, dass das *Wiener Brot* [...] zum Großteil aus ungarischem Mehl gebacken [war].⁷ Dieser Umstand sollte, wie auch bei der Fleischversorgung, während der Kriegsjahre noch relevant werden.

Krieg

Der Kriegsbeginn erhöhte den Bedarf an koscherer Kost in Wien enorm. Bereits ab September 1914 flohen hunderttausende vielfach orthodoxe Juden aus Galizien und der Bukowina vor dem Vormarsch der russischen Armeen in das Innere der Monarchie, Zehntausende von ihnen gingen nach Wien.⁸ Die Kultusgemeinde hielt sich in der allgemeinen Flüchtlingshilfe, die sie als eine Aufgabe des Staates ansah, tendenziell zurück, tat aber dennoch ihr Möglichstes, um den Menschen zu helfen. Bereits Anfang September 1914 leitete die IKG eine Hilfsaktion ein, bei der „Freitische“ für 150.000 Personen gestiftet wurden. Auch für koschere Nahrung war gesorgt, wie das „Neue Wiener Tagblatt“ berichtete: *Mehrere Korporationen haben es übernommen, für 8.000 Personen rituelle Kost beizustellen, darunter der Verein „Einheit“*

*allein für 1.600 Personen. Verabreicht wird Suppe, Gemüse und Brot, die Kosten betragen 14 Heller für die Mahlzeit und 8 Heller für Brotrationen. In jedem Bezirke wird ein Komitee die Ausspeisungen veranstalten. Größere Familien erhalten die Speisen auch zur Mitnahme nach Hause.*⁹ Auch die Zionisten wurden aktiv: *Wer bereit ist, Flüchtlingen aus Galizien und der Bukowina einen Freitisch zu geben, teile dies an die Adresse des Zionistischen Zentralbüros, 2. Bezirk, Zirkusgasse 33, unter Angabe mit: 1. ob Mittag- oder Abendbrot (zu welcher Stunde), 2. für wie viel Personen (Mann, Frau oder Kind), 3. für wie lange, 4. ob nichtritueller oder ritueller Kost.*¹⁰

Mitten in der Flüchtlingskrise begann auch die Lebensmittelkrise, und schon im Oktober 1914 zeichnete sich Getreideknappheit ab. Bereits im Dezember waren bessere Mehlsorten nicht mehr erhältlich. Im Jahr 1915 traten außerdem Engpässe bei der Fleischversorgung auf, und es wurden zwei fleischlose Tage pro Woche – dies bedeutete, kein Verkauf in Wien am Dienstag und Freitag – eingeführt. Ungarn begann zudem mit Exportrestriktionen für seine Agrarprodukte, was die Versorgung in Wien weiter verschlechterte; war die Reichshaupt- und Residenzstadt doch, wie oben beschrieben, in dieser Hinsicht vielfach von Transleithanien abhängig.¹¹

Mangel

Der Staat sah sich gezwungen, mit der Rationierung und Bewirtschaftung der noch vorhandenen Lebensmittel zu beginnen. Im April 1915 wurde die Brot- und Mehlkarte eingeführt, 1916 kamen die Zuckerkarte (März), die Milchkarte (Mai), die Kaffeekarte (Juni) und die Fettkarte (September) dazu. Im Oktober 1917 folgte die Kartoffelkarte und im Juli 1918 der „Einkaufsschein“ für Rind- und sogenanntes „Wohlfahrtsfleisch“ (zumeist Pferdefleisch).¹²

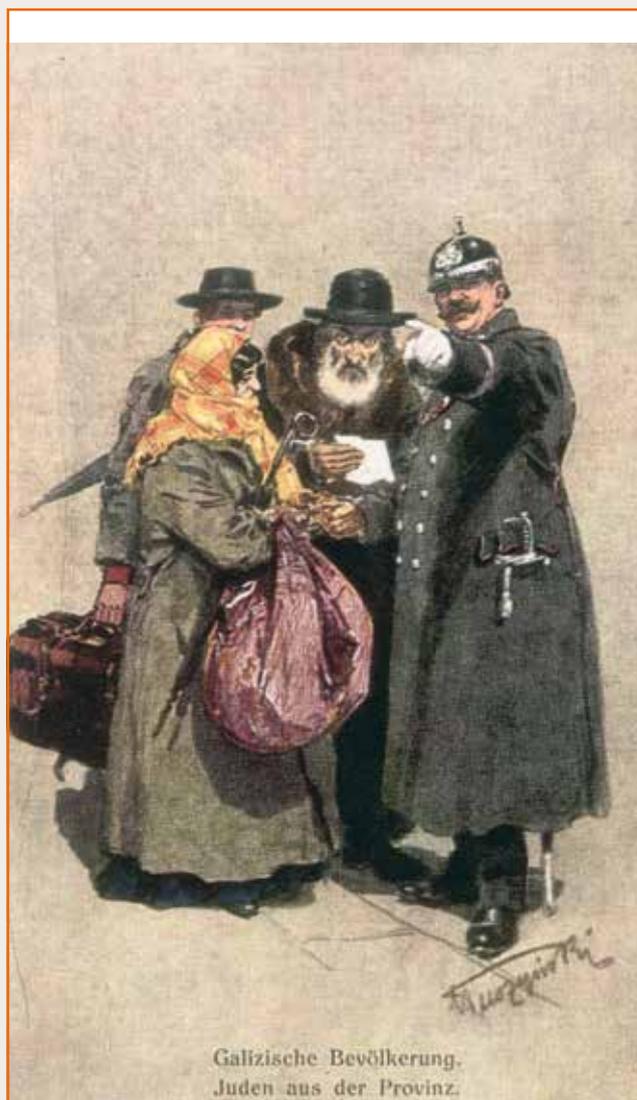
Im Rahmen dieser staatlichen Maßnahmen wurde auf die jüdischen Feiertage Rücksicht genommen. Da der höchste von ihnen, Jom Kippur (Versöhnungstag), zudem ein strenger Fasttag ist, erlaubten die Behörden eine Ausnahme von den fleischlosen Tagen, da die Gläubigen sonst wegen des Fastens auf ihren Anteil hätten verzichten müssen. Die Wiener jüdische Zeitung „Die Wahrheit“ berichtete dazu etwas unreddigiert: *Das Ministerium des Innern hat genehmigt, dass an Angehörigen der israelitischen Konfession, welche den Fasttag halten, dass der Fleischgenuss sowohl in der Familie, wie in den rituellen Gasthäusern am Vorabend des Jom-Kippur, d. i. der 6. Oktober 1916, gestattet werde [...].* Dies galt genauso für das Militär, und das Kriegsministerium verfügte entsprechende Regelungen in einem eigenen Erlass.¹³

Der Fleischmangel fand auch in den (nichtkonfessionellen!) Kochbüchern jener Jahre seinen Niederschlag, deren Verfasser und Verfasserinnen sich bemühten, Wien – oder zumindest den Mittelstand, denn die ärmeren Schichten hatten schon vor 1914 kaum ein Kilo Fleisch pro Woche auf dem Tisch¹⁴ – von Fleisch zu „entwöhnen“. Auf das weniger nahrhafte Kalbfleisch sollte verzichtet, Schwein und Rind durch Schaf, Innereien, Wild oder Fisch ersetzt werden. Seefisch scheint in Wien bis 1914 eher weniger gebräuchlich gewesen zu sein, nun aber boten die Rezepte viele Variationen von Hering, Kabeljau, Schellfisch, Stockfisch und Schleie an. Um Fett zu sparen, gab es die Empfehlung, Rinderfett mit Milch zu strecken und Fett generell wiederzuverwenden. Für Mehlspeisen sollte Rindsnierenfett mit Milch aufgekocht werden, was auf Grund des Trennunggebotes von Milch und Fleisch natürlich alles andere als koscher war. Neben diesen Streckungen wurde zudem von den tierischen Fetten auf pflanzliches Öl umgestellt. Das war eher ungewohnt, wie die nachmalige „Kräutlerin“ Agnes Pohanka aus ihrer Kindheit be-

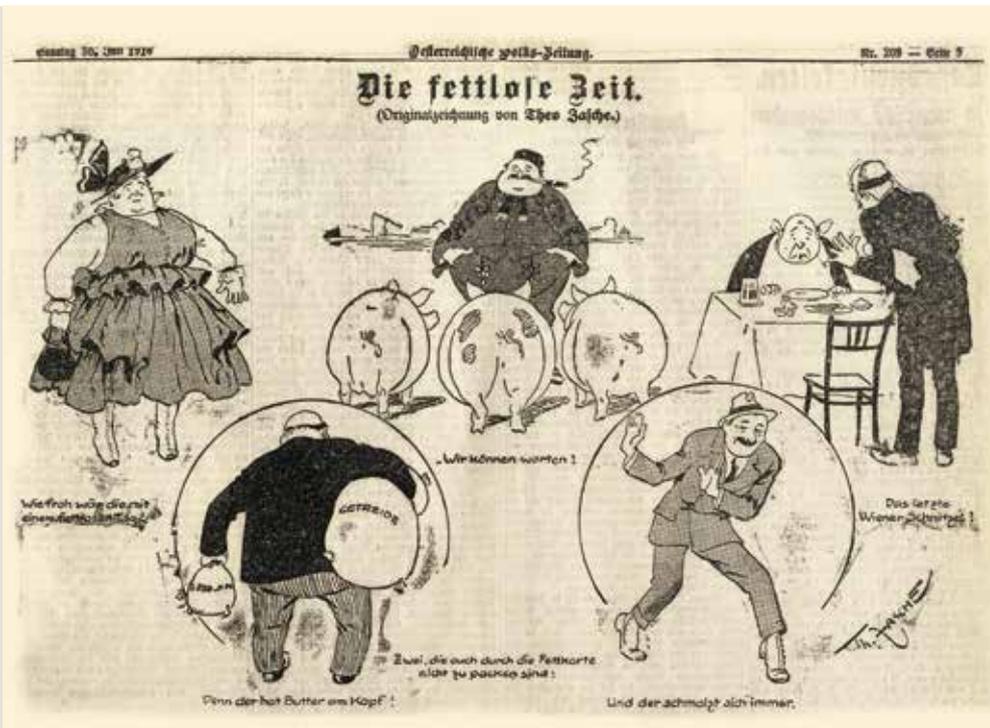
richtete: *Wir haben vorher ja mit Schmalz gekocht, und dann haben wir gesehen, dass die Juden mit Öl kochen. „Möcht mir grausen“ haben wir gesagt, aber später haben wir dann auch mit Öl gekocht, wenn wir überhaupt eines gehabt haben.* Suppen in allen möglichen Varianten sollten als Fleischersatz den Magen füllen, darunter viele Gemüsesuppen, wie Gemüse überhaupt eine immer wichtigere Rolle in der Ernährung einnahm.¹⁵ Die zahlreich erschienenen Kriegskochbücher ent-

Linke Seite: Ernte 1915, Künstlerpostkarte von F. Witt © Wien Museum

Jüdische Flüchtlinge aus Galizien, Wien 1914/15, Künstlerpostkarte © Wien Museum



Galizische Bevölkerung.
Juden aus der Provinz.



Die fettlose Zeit, Karikatur von Theo Zäsche in der Österreichischen Volks-Zeitung, 30.7.1916 © Wienbibliothek im Rathaus

hielten zwar keine explizit koscheren Rezepte, waren aber für die jüdische Bevölkerung der Stadt mit ihren Tipps in Bezug auf jene Lebensmittel, die rituell als rein galten, durchaus hilfreich – koschere Kriegskochbücher scheint es nicht gegeben zu haben oder sind nicht erhalten.

Hunger

Trotz aller Spar- und Rationierungsmaßnahmen waren im Herbst 1916 die Vorräte aufgebraucht, es kam der Hunger. Das „Kriegsbrot“ wurde mit Gersten-, Mais-, Kastanien- und Kartoffelmehl gestreckt, Hafer, Bohnen, Wurzeln und Gräser konnten sich ebenfalls darin finden. Es war im Gegensatz zu anderen Ersatzstoffen wie der „Kriegswurst“ (Fleischersatz, Blut, Leber, Speck, Kartoffeln) zwar koscher, aber kaum genießbar. Im Winter 1916/17 wurden unzählige Pferde geschlachtet, die wiederum nicht koscher waren. Der Import an Rindern (koscher) ging 1916 im Vergleich zu 1915 auf ein Drittel zurück. Schweine waren natürlich nicht koscher, aber zwei Drittel des Schlachtviehs gingen ohnehin an die Armee und die Konservenfabriken, die wiederum für das Militär produzierten.¹⁶

Zu Pessach 1917 wurden auch die staatlichen Mehlsuteilungen für die Mazzot, das ungesäuerte Brot zur

Erinnerung an den biblischen Exodus, deutlich reduziert. Hatte die IKG im Vorjahr noch 20 Waggons Weizenmehl erhalten, waren es nun nur noch 15 Waggons Weizen, die mit 5 Waggons Gerste gestreckt werden mussten. Die Zuteilung erfolgte aufkommensneutral, es gab keine Bevorzugung gegenüber Nichtjuden. Dadurch verschlechterten sich die Menge – laut Dr. Leopold Kohn, Vizepräsident der IKG, um ein ganzes Drittel – und die Qualität der Mazzot erheblich. Pro Person waren nur mehr 500 Gramm verfügbar, womit die „ganze Osterzeit“ ausgekommen werden musste.¹⁷ Zum Vergleich: Die wöchentliche Brot- und Mehlsration wurde im April 1915 mit 1.960 Gramm Brot oder 1.400 Gramm Mehl festgelegt, sank aber zeitweise auf 630 Gramm Brot.¹⁸

Am 23. März 1917 thematisierte „Die Wahrheit“ alle diese Probleme auf ihrer Titelseite: *Die arme Menschheit befindet sich schon in Friedenszeiten in größerer wirtschaftlicher Bedrängnis als die besitzende und wohlhabende, aber der arme, fromme und alle religiösen Vorschriften beachtende Jude muss die Not zumal in harten Kriegszeiten doppelt und dreifach auskosten. [...] Schon im letzten Jahre war durch Verteuerung und Bezugserschwerung der Mazzotkorb höher gehängt worden und gar vielen Juden wurde durch die Knappheit an Nahrungsmitteln die Festesfreude arg verleidet. Doch*

waren noch andere Lebensmittel wie Kartoffel, Gemüse u. dgl. erhältlich und das Wiener Rabbinat erlaubte auch den Genuss von Reis und Hülsenfrüchten, welche damals noch erhältlich waren. Gegenwärtig ist es aber eine schwer zu lösende Preisfrage, wie sich ein armer ritueller Jude an den kommenden Pessachtagen sättigen könne.¹⁹ Gegen Ende des Krieges unterschritten die Zuteilungen den täglichen Bedarf, es kam zu Hungerödemen, Hungertoten und Hungerunruhen.²⁰ Im Jahr 1918 erreichte das Lebensmittelangebot nur mehr ein Drittel des Friedensbedarfs, die Zivilsterblichkeit war seit 1913 um 57% angestiegen und auch an der Tuberkulose starben im selben Zeitraum um 78% mehr Menschen. Dazu kam ab dem Spätherbst 1918 noch die Spanische Grippe, der ebenfalls Tausende der geschwächten Wienerinnen und Wiener zum Opfer fielen.²¹

Hass

Die Zumutungen jener Jahre, vom Mangel über die Ersatzmittel bis hin zum täglichen stundenlangen, oft erfolglosen Anstellen um Lebensmittel – eine Last, getragen vor allem von den Frauen – wurden durch die Hetze der Antisemiten noch erschwert, die bald nach Kriegsbeginn wieder einsetzte. Am 9. April 1915 fand im 8. Wiener Gemeindebezirk eine Versammlung statt, bei der Gemeinderat Hans Rotter über die mangelhafte Getreideversorgung klagte: *Für uns hat die Regierung kein Mehl, wohl aber gab sie solches der jüdischen Kultusgemeinde zum Mazzesbacken.* Auch Bürgermeister Richard Weiskirchner äußerte sich bei dieser Veranstaltung ähnlich: *Weiters soll ich den Juden, ich weiß nicht wie viel Waggon Mehl für Osterbrote verschafft haben. Dieses Gerücht hat mich wirklich empört, und wenn ich den erwische, der es erfunden hat, so schlepp ich ihn vor Gericht.*²² Die Kriegszensur bemühte sich zwar um die Unterdrückung solcher Hetze, einschlägige Artikel konnten aber dennoch erscheinen, wie am 24. September 1916 in der christlich-sozialen „Reichspost“, die an diesem Tag Koschermilch und Mazzot gleich auf ihrer ersten Seite entsprechend instrumentalisierte.²³

Die Versorgungsengpässe, der Schwarzmarkt und die Wucherpreise – mit Geld war nach wie vor noch vieles zu haben – wurden in den letzten Kriegsjahren, vor allem ab der Lockerung der Zensur nach dem Regierungsantritt Kaiser Karls, von den Antisemiten weidlich ausgenutzt. Die staatlichen sogenannten „Zentralen“, von denen es eine ganze Reihe gab (für

Fleisch, Fett, Metall, Kriegskaffee, Wolle etc.) und die die Rationierung lenkten,²⁴ boten hier einen entsprechenden Angriffspunkt, da in ihnen angeblich viele Juden tätig waren. Überhaupt gaben „jüdische Kriegsgewinnler“, gleichgültig ob sie tatsächlich jüdisch waren, der antisemitischen Hetze nach Kriegsende zusätzliche Nahrung, und die Juden der neu entstandenen Republik Österreich sahen sich einem Hass gegenüber, der eine neue, schreckliche Qualität erlangt hatte.

Anmerkungen

- 1 Ernst Langthaler, *Die Großstadt und ihr Hinterland.* In: Alfred Pfoser, Andreas Weigl (Hg.), *Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg.* Wien 2013, S. 233.
- 2 Ebd. *Nur ein Drittel des Viehs kam aus den Alpenländern und beispielsweise nur ein Fünftel der Kälber aus Niederösterreich.*
- 3 *Bericht des Vorstandes der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien über seine Tätigkeit in den Jahren 1908 und 1909.* Wien 1910, S. 12; Pierre Genée, *Wiener Synagogen 1825–1938.* Wien 1987, S. 61.
- 4 Langthaler, *Die Großstadt* (wie Anm. 1), S. 234. *Der koschere Milchhandel spielte auch schon hundert Jahre früher eine Rolle.* Vgl. Christoph Lind, *Kleine jüdische Kolonien. Juden in Niederösterreich 1782–1914.* Wien 2013, S. 15 und 29.

WIENER STÄDTISCHE
VIENNA INSURANCE GROUP

MEHR ZUKUNEF

Mehr Leben, weniger Sorgen! Österreich kann rundum optimistisch in die Zukunft schauen. Denn mit der Wiener Städtischen gibt es einen verlässlichen Partner für alle Lebenslagen.

Die Wahrheit Nr. 12.

israelitischen

6 11/2r — M.
6 " 50 "
7 11/2r früh, an
r früh.

atzen in Wien.

mstempel

Kultusgemeinde
Uhr abends;
vormittags.
gebenen Stunden
nen.
ers Sonntag von

Verein
ergasse 21).

tschen Kultus-

Verein
rgasse 12.

Feiertagen von
verkündigungen
udes, Mezzanin.

egen zur Ein-

Paris 1909
Höchste
Auszeichnung.
Wien 1909
Kammer-Medaille,
und
London 1906
Ehren-Diplom.

„ADAS JISROEL“ (SCHIFFSCHUL)
WIEN, II., Grosse Schiffgasse 8.

Da die Koschermilchproduktion eine beschränkte ist, müssen während der Pesachfeiertage zunächst die Stammkunden mit Koschermilch **מגב** versorgt werden. Für diese bleibt auch während der Feiertage der bisherige Preis von 84 Heller per Liter aufrecht. Als Stammkunden sind diejenigen anzusehen, welche schon am **20. März 1914** regelmässig die Milch beziehen. Unter allen Umständen wolle man den Bedarf an Pessachmilch rechtzeitig an die Vereinsleitung (Approvisionnementkommission) oder an die Guntramsdorfer Molkerei richten. — Für diejenigen, die nicht Stammkunden sind, ist der Preis für einen Liter mit 40 Heller festgesetzt. Jede Flasche ist plombiert und mit der Vignette der Adass Jisroel (Schiffschul) versehen.
Adass Jisroel. Gutsverwaltung Guntramsdorf.

== KONDITOREI ==
Gegründet 1875. Telephon 6774/VI.
Streng כשר
BERTHOLD STEIN
Wien, II. Bezirk, Zirkusgasse Nr. 41
(vis-à-vis Zirkus Reuz)

übernimmt Bestellungen für Hochzeiten, Sudes und sonstige Festlichkeiten und werden in best zufriedenstellender Weise ausgeführt. Spezialist für türkische Bäckereien — Vollständiges Service wird auf Wunsch beigestellt.

Gegründet 1861.
MOSES PICK
Küschnermeister
WIEN
II./2, Stefaniestrasse 7.

Empfiehlt sich zur Anfertigung aller Gattungen Ornatkappen für Rabbiner, Kantoren und Chorporonale zu den billigsten Preisen.

12. März d. J. einzureichen bei der Anstalts-Direktion, welche nähere Auskünfte erteilt.
Wien, 26. Feber 1917.

Das Kuratorium
des israel. Blinden-Institutes.

Vom Rabbinate der israelitischen Kultusgemeinde Wien.

Kundmachung.

Das Rabbinat der israelit. Kultusgemeinde sieht sich infolge der durch den Krieg verursachten außerordentlichen Not an Lebensmitteln veranlaßt, nur an diesem **מב** den Genuß von Hülsenfrüchten das sind Bohnen, Erbsen, Linsen unter der Bedingung zu gestatten, daß dieselben schon vor **מב** auf ihre Unberührtheit mit **מב** sorgfältig untersucht und entsprechend verpackt angeschafft werden.

Wien, im März 1917.

Das Rabbinat
der israel. Kultusgemeinde Wien.

Verzeichnis der Verstorbenen

vom 25. Februar bis 1. März 1917.

Rice Faut geb. Pirich, Universitätsdozentenswitwe, 66 J.
Sigmund Lederer, Privat, 77 J. Fanny Schwarz geb. Deutsch, Privat, 47 J. Sarah Schulmann, Kaufmannsgattin, 60 J. Daniel Weinmann, Kaufmann, 59 J. Heinrich Driemer, Kind, 14 Tage. Dora Fuchs geb. Ferber, Agentensgattin, 42 J. Jakob Fieger, Banischreiber, 54 J. Moriz Schmeier, Kaufmann, 69 J. Ernestine Rauchberg geb. Schiller, Private, 84 J. Moriz Fuchs, Arbeiter, 67 J. Jakob Müller, Buchdrucker, 65 J. Josef Wittmann, Privat, 80 J. Jakob Goldberger, Handelsmann, Pfleger, 54 J. Carl Schierner, Privatbeamter.

Zu Pessach 1914 schalteten die „Adas Jisroel“ und die Gutsverwaltung Guntramsdorf ein gemeinsames Inserat in „Die Wahrheit“ Nr. 12, 27. 3. 1914, S. 2

Zu Pessach 1917 erlaubte das Wiener Rabbinat ausnahmsweise den sonst wegen der Gärgefaher verbotenen Verzehr von Hülsenfrüchten. Kundmachung der IKG Wien in „Die Wahrheit“ Nr. 5, 9. 3. 1917, S. 10

- 5 Auslese. Das Gemeindemagazin. Amtliche Mitteilung der Marktgemeinde Guntramsdorf, Ausgabe 2013, Oktober, S. 5. Online: www.guntramsdorf.at (6. 4. 2017); Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Datenbank für die Opfer der Shoah. Online: www.doew.at (6. 4. 2017). Herz hatte am 29. Juli 1920 die Ehrenbürgerschaft von Guntramsdorf erhalten, die ihm später von den Nationalsozialisten „auf Grund seiner Abstammung“ wieder entzogen wurde. Im Jahr 2006 wurde sie ihm erneut verliehen. Vgl. Marktgemeinde Guntramsdorf, Verhandlungsschrift über die Sitzung des Gemeinderates vom 21. 9. 2006. Online abrufbar unter www.guntramsdorf.at (6. 4. 2017).
- 6 Die Wahrheit, Nr. 12, 27. 3. 1914.
- 7 Langthaler, Die Großstadt (wie Anm. 1), S. 233.
- 8 Beatrix Hoffmann-Holter, „Abreisendmachung“. Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914–1923. Wien 1995.
- 9 Neues Wiener Tagblatt, 7. 9. 1914.
- 10 Neue Freie Presse, 25. 9. 1914.
- 11 Manfred Rauchensteiner, Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie. Wien 2013, S. 212; Andrea Brenner, Das Maisgespenst im Stacheldraht. Improvisation und Ersatz in der Wiener Lebensmittelversorgung des Ersten Weltkrieges. In: Pfoser, Weigl, Im Epizentrum (wie Anm. 1), S. 140–149, hier S. 141–144.
- 12 Christian Mertens, Die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf die Ernährung Wiens. In: Pfoser, Weigl, Im Epizentrum (wie Anm. 1), S. 162–171, hier S. 163f.
- 13 Die Wahrheit, Nr. 26, 6. 10. 1916.
- 14 Brenner, Maisgespenst (wie Anm. 11), S. 141.
- 15 Mertens, Auswirkungen (wie Anm. 12), S. 168; Brenner, Maisgespenst (wie Anm. 11), S. 144f.; Agnes Pohanka, „Ich nehm die Blüten und die Stengel ...“. Kräutlerin am Schlingermarkt. Wien 1987, S. 34.
- 16 Rauchensteiner, Der Erste Weltkrieg (wie Anm. 11), S. 684f.; zu den Ersatzstoffen vgl. auch Brenner, Maisgespenst (wie Anm. 11).
- 17 Die Wahrheit, Nr. 5, 9. 3. 1917. Aus dem Anteil waren auch die Gemeinden Niederösterreichs, der Steiermark sowie in Triest und im Küstenland zu versorgen.
- 18 Mertens, Auswirkungen (wie Anm. 12), S. 163f.
- 19 Die Wahrheit, Nr. 6, 23. 3. 1917.
- 20 Brenner, Maisgespenst (wie Anm. 11), S. 141.
- 21 Mertens, Auswirkungen (wie Anm. 12), S. 164.
- 22 NöLa, Nö Reg P, Präs. P, Karton 703, Akt 1803-XVb-1915, Bericht vermutlich der Polizeidirektion Wien an das Statthaltereipräsidium vom 11. 4. 1915; Relation vom 10. 4. 1915.
- 23 Reichspost, 24. 9. 1916.
- 24 Vgl. Hans Loewenfeld-Russ, Die Regelung der Volksernährung im Kriege. Wien 1926, S. 71–84.



Kriege gehören ins Museum[®]



HGM
HEERESGESCHICHTLICHES MUSEUM

1030 Wien · Arsenal · Straßenbahn D/0/18 · www.hgm.at

„Die religiösen

Jüdinnen und Juden in der Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und

Clemens Ableidinger

Ärztewohnhaus in Mauer-
Öhling © Clemens Ableidinger

Ich brachte zwei Stunden in Mauer-Öhling zu, das ein sehr schönes, in schönem Walde gelegenes, mit allen Erfindungen der Neuzeit ausgestattetes Etablissement ist mit Wirtschaftshof, Meierei, Feldern, Werkstätten etc. – Alles zum Besten der Narren. Es muß ein Hochgenuß sein, dort eingesperrt zu sein. Platz ist auf [sic] 1000 bis 1500 Geisteskranke, bis jetzt sind aber erst 400 dort und da das Ganze erst im Beginne ist, so bekam ich die Narren nur von Weitem zu sehen.¹

So schrieb Kaiser Franz Josef am 4. Juli des Jahres 1902, zwei Tage nach der Eröffnung des Spitals, in einem Brief an Katharina Schrott. Alles sollte in der im niederösterreichischen Bezirk Amstetten gelegenen Psychiatrie, die seinen Namen trug „zum Besten der Narren“ sein, und tatsächlich stellte die Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt konzeptuell eines der modernsten Krankenhäuser des frühen 20. Jahrhunderts auf österreichischem Boden dar. Die Anlage war bereits in der Planungsphase als Experimentierfeld konzipiert worden, dessen daraus gezogene Erfahrungen Eingang in die Errichtung der zweiten großen Anstalt dieser Zeit finden sollten, die Niederösterreichische Landes-Heil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Geisteskranke Am Steinhof in Wien.

Direktor des Spitals war von 1903 bis 1918 Dr. Josef Starlinger. Er war nicht nur Teil des Beratungsgremiums, das den Architekten und Landesbaurat Carlo von Boog bezüglich der medizinischen Erfordernisse einer modernen Nervenheilkunde instruieren sollte, er prägte auch deren frühe therapeutische und struk-

turelle Entwicklung maßgeblich, sowohl im Hinblick auf die Konstituierung und Erweiterung der Psychiatrie als auch durch die Schwerpunktsetzung auf Beschäftigungstherapie und Familienpflege.

Tatsächlich ist die Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt in der Zeit des Ersten Weltkrieges noch wenig erforscht. Bekannt war bislang lediglich, dass Mangelwirtschaft und Versorgungsengpässe für Mauer-Öhling einerseits die gleichen Belastungen wie für andere Institutionen im Hinterland bedeuteten, der bewaffnete Konflikt andererseits aber eine Funktionserweiterung um ein Rekonvaleszentenheim für „kriegsbeschädigte“ Soldaten mit sich brachte.² Hier gilt es also noch umfassende historische Arbeit zu leisten.

Die umfassendsten Quellen für diese Zeit stellen die so genannten Standesprotokolle des Spitals aus den Jahren 1902–1918 dar, die im Niederösterreichischen Landesarchiv zugänglich sind.³ Darin finden sich wesentliche persönliche Angaben über alle aufgenommenen Patientinnen und Patienten. Der Inhalt dieser Folianten zeigt, dass die psychiatrische Anstalt eng in das medizinische Versorgungssystem von Kriegsgefangenen und -flüchtlingen eingebunden war, während der gesamten Zeit jedoch ihre Funktion als ziviles Spital für „Geisteskranke“ und „Geistessieche“ beibehielt. Diese Quellen liefern Erkenntnisse über die Anzahl sowie die nationale und soziale Herkunft, die Diagnosen sowie die konfessionelle Zusammensetzung der Patientinnen und Patienten. Erstmals sind präzise Aussagen über die jüdischen Pfleglinge in Mauer-Öhling zur Zeit des Ersten Weltkrieges möglich.

Pflichten ihrer Confession“

Pflegeanstalt Mauer-Öhling 1914–1918



Confession: mosaisch

Von Anfang an war den Patientinnen und Patienten *nach Maßgabe ihrer Befähigung und des Heilzweckes mit Zustimmung des Directors und Vorwissen des Abtheilungsarztes, insoweit es die Anstaltsverhältnisse ermöglichen, gestattet, dem Gottesdienste, der Andachtsübung und den religiösen Pflichten ihrer Confession nachzukommen.*⁴ Dieses „Nachkommen“ wurde den Katholikinnen und Katholiken allerdings eindeutig leichter gemacht als den Mitgliedern anderer Konfessionen. So verfügte das Spital lediglich über einen rö-

misch-katholischen Anstaltsseelsorger und eine Kirche, die durch eine Abtrennung des Altarbereiches auch für „profane“ Veranstaltungen verwendet werden konnte. Festgottesdienste gab es nur an hohen christlichen Feiertagen. Die offiziellen Jahresberichte des Erzherzogtums Niederösterreich erwähnen die nicht-katholische Religionsausübung in der Anstalt mit keinem Wort.⁵ Um ihre „religiösen Pflichten“ zu erfüllen mussten sich Jüdinnen und Juden also an die Israelitische Kultusgemeinde Amstetten wenden, deren Betsaal sich in der Ardaggerstraße befand.⁶

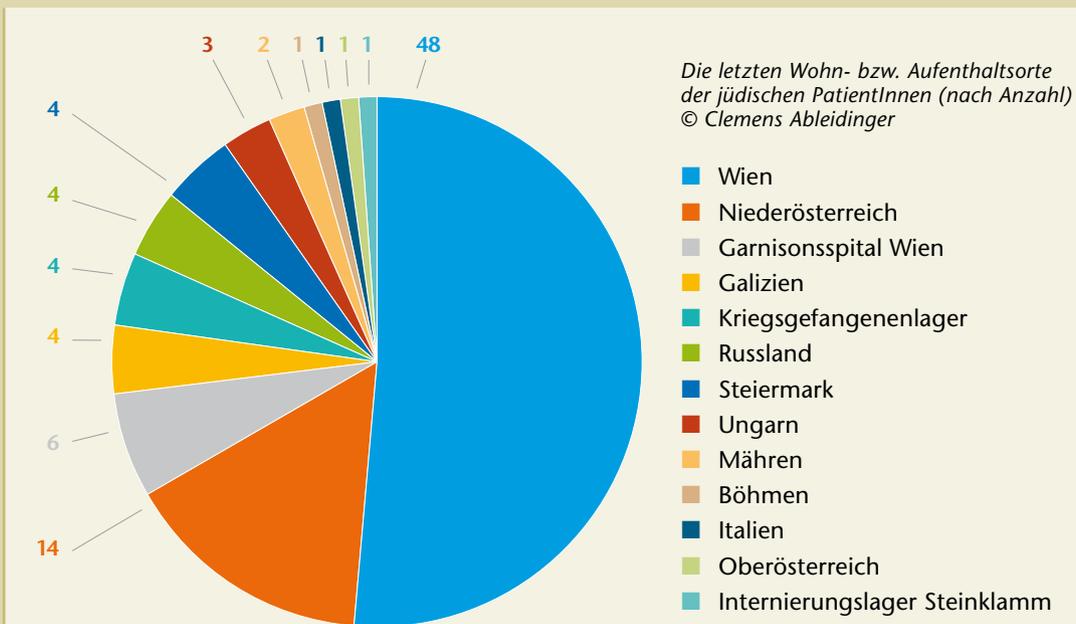


Krankentransportwagen
in Mauer-Öhling © ÖNB

Ansichtskarte der Schluss-
steinlegung in Mauer-Öh-
ling © Archiv Guntram
Spiegel-Fauk

93 Personen, die während der Jahre 1914–1918 in der Psychiatrie stationär aufgenommen worden waren, wurden in den Standesprotokollen als „mosaisch“ verzeichnet, davon 36 Frauen und 57 Männer. Obwohl sie die zweitgrößte konfessionelle Gruppe – noch vor

orthodoxen und evangelischen Christen – darstellten, zeigt diese Zahl, dass von den 2.992 Patientinnen und Patienten, die sich insgesamt während des Ersten Weltkrieges in Mauer-Öhling aufhielten, lediglich 3,1% Jüdinnen und Juden waren, was etwa dem Anteil der





jüdischen an der Gesamtbevölkerung entsprach.

Die jüdischen Patientinnen und Patienten kamen aus den verschiedensten Regionen inner- und außerhalb der Habsburgermonarchie, wobei der größte Teil in Wien und Niederösterreich wohnhaft gewesen war. Davon separat zu betrachten sind drei weitere Personengruppen: Soldaten, deren letzter Aufenthaltsort Wiener Garnisonsspitäler waren, Kriegsflüchtlinge – im Fall von Mauer-Öhling nur eine Person, die aus dem Internierungslager Steinklamm bei Rabenstein an der Pielach überwiesen wurde – sowie Kriegsgefangene, die aus den Lagern Purgstall an der Erlauf, Kleinmünchen bei Linz, Hart bei Amstetten und aus Wiener Garnisonsspitalern überwiesen wurden.

Der soziale Hintergrund der jüdischen Patientinnen und Patienten war ebenso divers wie ihre Herkunft. Die drei größten Gruppen waren die sogenannten „Privaten“ (16 Personen), die vom eigenen Vermögen lebten, des Weiteren Angehörige, d.h. Ehefrauen und Kinder von Kaufmännern (12 Personen) sowie Arbeitslose (8 Personen). Sieben Patienten waren Soldaten diverser Ränge und Funktionen und sechs Patientinnen und Patienten Kriegsgefangene. Diese beiden Gruppen bedürfen, gemeinsam mit dem einen Kriegsflüchtling, besonderer Betrachtung.

Soldaten, Kriegsgefangene, Flüchtlinge

Innerhalb des Kriegssanitätswesens wurde durch die stetig steigende Zahl an Verletzten auch zivilen Krankenhäusern im Hinterland eine zentrale Rolle in der Behandlung verwundeter Soldaten zugeschrieben. Da es sich bei Mauer-Öhling um kein Garnisonsspital handelte und es nicht in Frontnähe lag, kam es für akute Fälle nicht in Frage. Die zum Symbol gewordenen „Kriegszitterer“ sucht man in den Standesprotokollen der Jahre 1914–1918 allerdings ebenso vergebens. Deren Behandlung durfte nur bei von der Heeresleitung anerkannten Spezialisten – meist in den Heeresspitalern mittels Elektrokrampftherapie – erfolgen.⁷

Mauer-Öhling erfüllte in diesem System die Rolle eines Rekonvaleszentenheims. Diese fungierten als Kurorte für leicht beeinträchtigte Soldaten oder für solche, die sich bereits auf dem Weg der Besserung befanden, die jedoch aufgrund ihrer persönlichen Verhältnisse oder aus disziplinarischen Gründen nicht in private Pflege übergeben werden konnten. Die Krankenanstalten waren somit die letzten Regenerationsstätten, bevor die als genesen Qualifizierten wieder zurück an die Front geschickt wurden.⁸ Anders als am Grazer Feldhof, in dem der ärztliche Direktor Fritz



*Kriegergrab 1914–1920
auf dem Anstaltsfriedhof
Mauer-Öhling © Philipp
Mettauer*

Hartmann versuchte, verwundete Soldaten auch durch Arbeitstherapie zu heilen, wurde in Mauer-Öhling trotz der vorhandenen beschäftigungstherapeutischen Struktur stärker auf Erholung statt auf Arbeitstherapie gesetzt. Zudem versuchte Josef Starlinger, seinen Schwerpunkt der Familientherapie für nicht wieder einsatzfähige Armeeeingehörige als legitime Therapieform zu etablieren.⁹

Sieben jüdische Soldaten wurden zwischen 1916 und 1917 in Mauer-Öhling verzeichnet – das sind 3,1% aller 226 Aufgenommenen. Vier von ihnen stammten aus Galizien, je einer aus Ungarn, Russland und der Bukowina. Drei kamen „zur Beobachtung“ in die Heil- und Pflegeanstalt, wobei diese Kategorie meist auf abklingende Symptome hinwies. Sie sollten dem Zwecke eines Rekonvaleszenten-

heimes gemäß für einige Wochen betreut und bei weiterer Besserung zurück in den Kriegsdienst entlassen werden. Bei einem Soldaten wurde „Dementia“ (ein fortgeschrittener geistiger Abbau, der mehr als die senile Demenz umfasst), bei einem „Amentia“ (eine akute halluzinatorische Verwirrtheit) sowie bei je einem periodische bzw. neurasthenische Geistesstörung diagnostiziert. Vier waren aus einem Wiener Garnisonsspital überwiesen worden, zwei von ihnen wurden wieder dorthin rücküberwiesen, die anderen beiden nach einem einmonatigen Aufenthalt neuerlich in den Militärdienst geschickt.

Die Präsenz von Kriegsgefangenen in Mauer-Öhling lässt sich teilweise durch das Militärsanitätswesen der Habsburgermonarchie erklären. Gemäß der Haager Landkriegsordnung von 1907, verfügt in einer Verordnung des Kriegsministeriums aus dem Jahr 1915, unterstanden Kriegsgefangene den „Gesetzen, Vorschriften und Befehlen“¹⁰ der k. k. Armeen und waren demgemäß in medizinischen Versorgungsfragen (de jure) gleichgestellt. Bei den sechs jüdischen Kriegsgefangenen, die sich zwischen 1915 und 1918 in der Anstalt befanden – das sind 8,8% der insgesamt 68 Aufgenommenen – handelte es sich bis auf einen, dessen Herkunft nicht festgestellt werden konnte, um russische Soldaten.

Zwei von ihnen wurden aus dem Garnisonsspital Wien überstellt, zwei kamen aus dem Lager Kleinmünchen und je einer aus Purgstall sowie Hart bei Amstetten. Bei zwei Personen war „Imbecillität“ diagnostiziert worden, eine leichte geistige Behinderung, und bei einem Patienten „Manie“. Die anderen drei waren zur Beobachtung, wegen „Dementia“ oder „periodischer Geistesstörung“ überstellt worden. Alle wurden nach einigen Monaten wieder in die vorhergehenden Lager und Anstalten rücküberstellt.

Obwohl bereits ab September 1914 im Bezirk Amstetten jüdische Flüchtlinge eintrafen und Wien bzw. Niederösterreich zu ihren bevorzugten Zielen zählten, lässt sich für Mauer-Öhling nur ein einziger Fall feststellen. Insgesamt weisen die Standesprotokolle des Spitals eine kleine Minderheit von 24 Personen eindeutig als Evakuierte bzw. Kriegsflüchtlinge aus,

nur einer von ihnen war jüdischen Glaubens. Er wurde am 15. August 1915 aus dem Internierungslager Steinklamm als „dement“ überwiesen und starb 1918 an Tuberkulose.

Tod in der Anstalt

Die mangelhafte Organisation der Truppenversorgung, die den Hauptfokus der k.k. Verwaltung darstellte, trug maßgeblich zur Verschlechterung der bereits durch den mobilisierungsbedingten Arbeitskräftemangel ausgelösten Versorgungsprobleme im Hinterland bei. Die Armeen kauften ohne Beschränkung große Vorräte an Nahrungsmittel auf, was zu einer massiven Verteuerung führte.

Mauer-Öhling war durch die anstaltseigene Landwirtschaft, die auch von Patientinnen und Patienten betrieben wurde, zwar in einer vergleichsweise abgesicherten Situation, da nicht nur Getreide angebaut, sondern auch Vieh- und Fischzucht betrieben wurde. Die eigene Lebensmittelproduktion korrelierte aller-

dings nicht notwendigerweise mit einer gesicherten Versorgung. Die Direktion wurde in den letzten Kriegsjahren dazu angehalten, Erzeugnisse ihres Agrarbetriebs anderweitig zur Verfügung zu stellen, was sich nachteilig auf die Ernährung der Pfleglinge auswirkte. Die Unzufriedenheit mit dieser Maßnahme war auch der Grund für Josef Starlingers Rücktritt vom Direktionsamt.¹¹ Gemeinsam mit dem Personalmangel, den die Mobilisierung von Teilen der Ärzteschaft und des Pflegepersonals verursachte, wirkte sich die Verschlechterung der Versorgung höchst negativ auf die Überlebenschancen im Spital aus.

Bereits zwischen 1914 und 1915 stieg die Todesrate von 5,9% auf 7,7%, ein Trend, der anhielt. Der steilste Anstieg ist zwischen 1916 und 1917 zu verzeichnen, als sie auf 22,4% kletterte und auch 1918 noch bei 16,8% lag. Diese Zahlen sind vor allem deswegen auffällig, da die Anzahl der Todesfälle in Mauer-Öhling bis dahin vergleichsweise moderat ausgefallen war. Während etwa die Sterberate auf dem Feldhof in Graz, die bereits vor Ausbruch des Krieges zwischen 9 und 13%

Für unbeschwerte und sichere Urlaubstage.

reiseregistrierung.at

Damit wir Sie auch im Ernstfall erreichen können.



Informationen zu Ihrem Urlaubsziel finden Sie unter:

www.reiseinformation.at

Ein Service des Außenministeriums

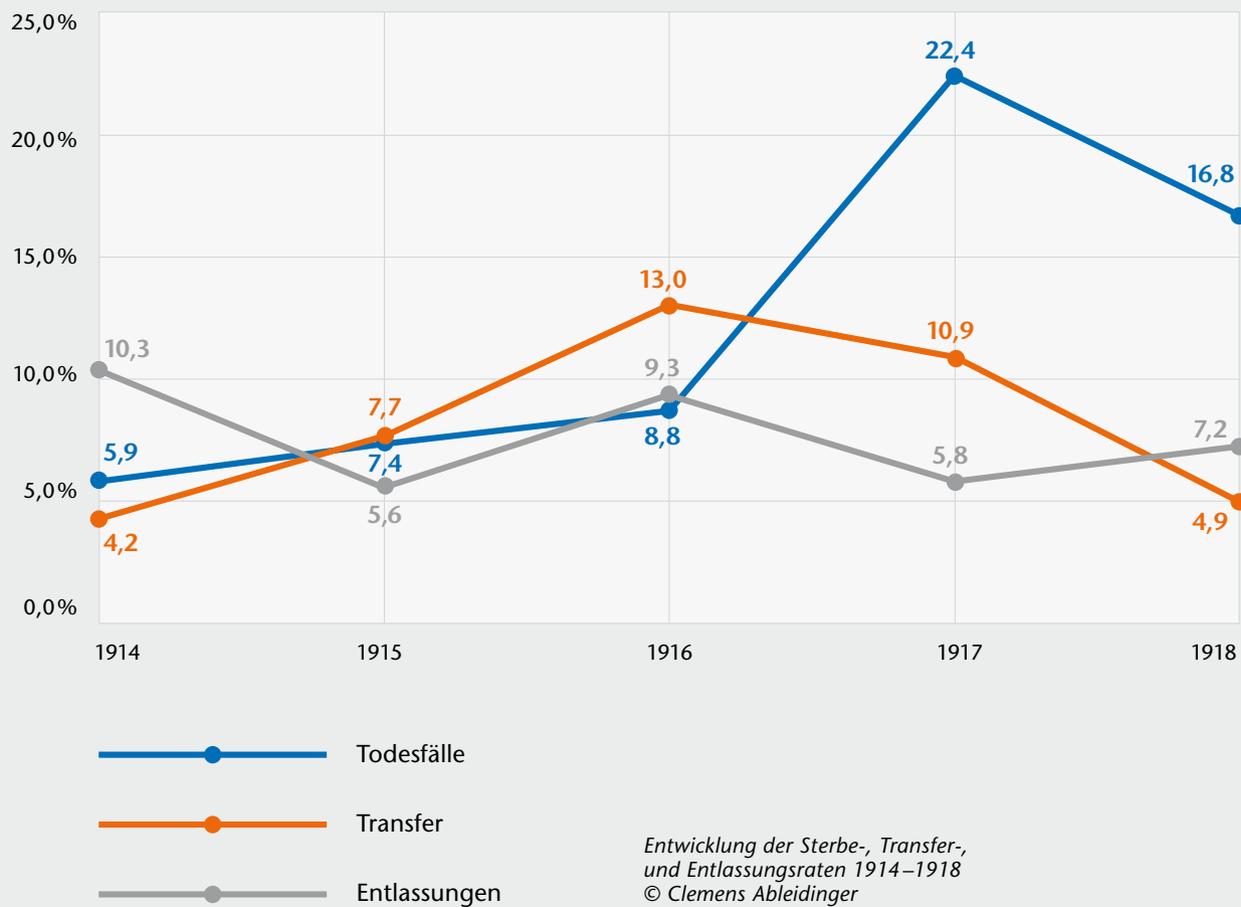
Bitte beachten Sie: Die Reiseregistrierung ersetzt nicht die Eigenverantwortung!
Bei Notfällen im Ausland sind wir jederzeit unter +43-1-90115-4411 für Sie erreichbar.



Gratis App-Download
zur Reiseregistrierung



EUROPA
INTEGRATION
ÄUSSERES
BUNDEMINISTERIUM
REPUBLIK ÖSTERREICH



betrug, als „bedrückend hoch“ bezeichnet wurde,¹² lag die Mortalitätsrate in Mauer-Öhling selbst 1916 noch knapp unter 9%.

Die in der Klinik verstorbenen Kranken konnten auf Wunsch der Angehörigen auf dem Anstaltsfriedhof beerdigt werden. Dieser bestand aus drei voneinander getrennten Bereichen: Der größte war für römisch-katholische Bestattungen vorgesehen, zwei kleinere, räumlich durch Mauern von den anderen getrennte Flächen waren für evangelische und jüdische Gräber vorgesehen. Daran, dass es diese konfessionelle Trennung – und damit auch einen eigenen jüdischen Friedhof – in Mauer-Öhling gab, erinnert heute leider nichts mehr.

Jüdisches Spitalsleben?

Viele Aspekte des Spitalslebens für Jüdinnen und Juden bedürfen noch einer weiteren Betrachtung, etwa

wie die Ausübung der „religiösen Pflichten ihrer Confession“ in Mauer-Öhling ausgesehen haben könnte oder wie die Kooperation der Heil- und Pflegeanstalt mit der IKG Amstetten aussah, sofern diese überhaupt vorhanden war. Auch die Geschichte der sogenannten „Rothschildvilla“, die nach 1908 erbaut worden war und in welcher Georg Freiherr von Rothschild bis 1934 als „Pensionär“ lebte, und nicht zuletzt der jüdische Spitalsfriedhof bedürfen noch einer tiefergehenden Auseinandersetzung.

Die Standesprotokolle ermöglichen eine quantitative Erhebung der Anzahl jüdischer Patientinnen und Patienten, die Zuordnung zu nationalen und sozialen Gruppen sowie die Erhebung von (ungefähren) Diagnosen. Sie zeigen jedoch nur sehr eingeschränkt, wer diese Menschen waren. Ein Charakteristikum quantitativer Verfahren ist stets ihre Nüchternheit, ein jüdisches Leben im Spital lässt sich allein durch ihre Analyse nicht abbilden.

Anmerkungen

- 1 Jean de Bourgoing (Hg.), *Briefe Kaiser Franz Josephs an Frau Katharina Schratt*. Wien 1949, S. 438–439.
- 2 *Mitteilungen des k.k. Ministeriums des Innern über Fürsorge für Kriegsbeschädigte 1918/6 (Juni 1918)*, S. 140.
- 3 NÖLA, HPA-MÖ, *Standesprotokolle 1902–1922*.
- 4 *Kundmachung des niederösterreichischen Landes-Ausschusses vom 7. April 1902, B. 21835, betreffend die Statuten für die Kaiser Franz Joseph Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling und für die niederösterreichische Landes-Pflegeanstalt für Geisteskranke in Ybbs*, LGBl. Nr. 35/1902, S. 46.
- 5 Hermann Bielohlawek, *Die niederösterreichischen Landes-Irrenanstalten und die Fürsorge des Landes Niederösterreich für schwachsinnige Kinder (Jahresbericht 1913)*. Wien 1914, S. 163–244.
- 6 Christoph Lind, *Kleine jüdische Kolonien. Juden in Niederösterreich 1782–1914*. Wien 2013, S. 100–105.
- 7 Hans-Georg Hofer, „Kriegszitterer“ und elektrische Ströme. Zur Wahrnehmung und Behandlung nervenkranker Soldaten. In: *Schallaburg Kulturbetriebsges.m.b.H. (Hg.), Jubel & Elend. Leben mit dem Großen Krieg 1914–1918*. Schallaburg 2014, S. 273.
- 8 Brigitte Biwald, *Von Helden und Krüppeln. Das österreichisch-ungarische Militärsanitätswesen im Ersten Weltkrieg*. Wien 2002, S. 257.
- 9 *Mitteilungen des k.k. Ministeriums des Innern (wie Anm. 2)*, S. 140.
- 10 *Verordnung des Ministers für Landesverteidigung im Einver-*

- nehmen mit dem Kriegsminister vom 12. August 1915 über die Anwendungen von Bestimmungen des II. Teiles des Militärstrafgesetzes auf Kriegsgefangene*, RGBl. Nr. 233/1915.
- 11 *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Band 13: Spanner-Stulli*, Lfg. 59–62. Wien 2010, S. 110–111.
 - 12 Carlos Watzka, *Die Landesirrenanstalt Feldhof bei Graz*. In: *Eberhard Gabriel, Martina Gampfer (Hg.), Psychiatrische Institutionen in Österreich um 1900*. Wien 2009, S. 143–159, hier S. 150–151.

Weiterführende Literatur

- Clemens Ableidinger, „*Alles zum Besten der Narren*“. *Der Einfluss des Ersten Weltkrieges auf die Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling*. Ungedr. Dipl. Arb. Univ. Wien 2017.
- Achim Doppler, Stefan Eminger, Elisabeth Loinig (Hg.), *Fern der Front – Mitten im Krieg. Niederösterreich 1914–1918*. St. Pölten 2014.
- Hans-Georg Hofer, *Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920)*. Wien 2004.
- Elisabeth Koller-Glück, Peter Kunerth, Carlo von Boog und Mauer-Öhling. *Die Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling. Ein Jugendstiljuwel in Niederösterreich*. St. Pölten-Wien 1988.

SIEMENS
Ingenuity for life

Mit Erfindergeist und Ingenieurskunst schaffen wir eine lebenswerte Umwelt.
Das ist Ingenuity for life.

[siemens.at/ingenuityforlife](https://www.siemens.at/ingenuityforlife)

Forschung in Kooperation:

Martha Keil

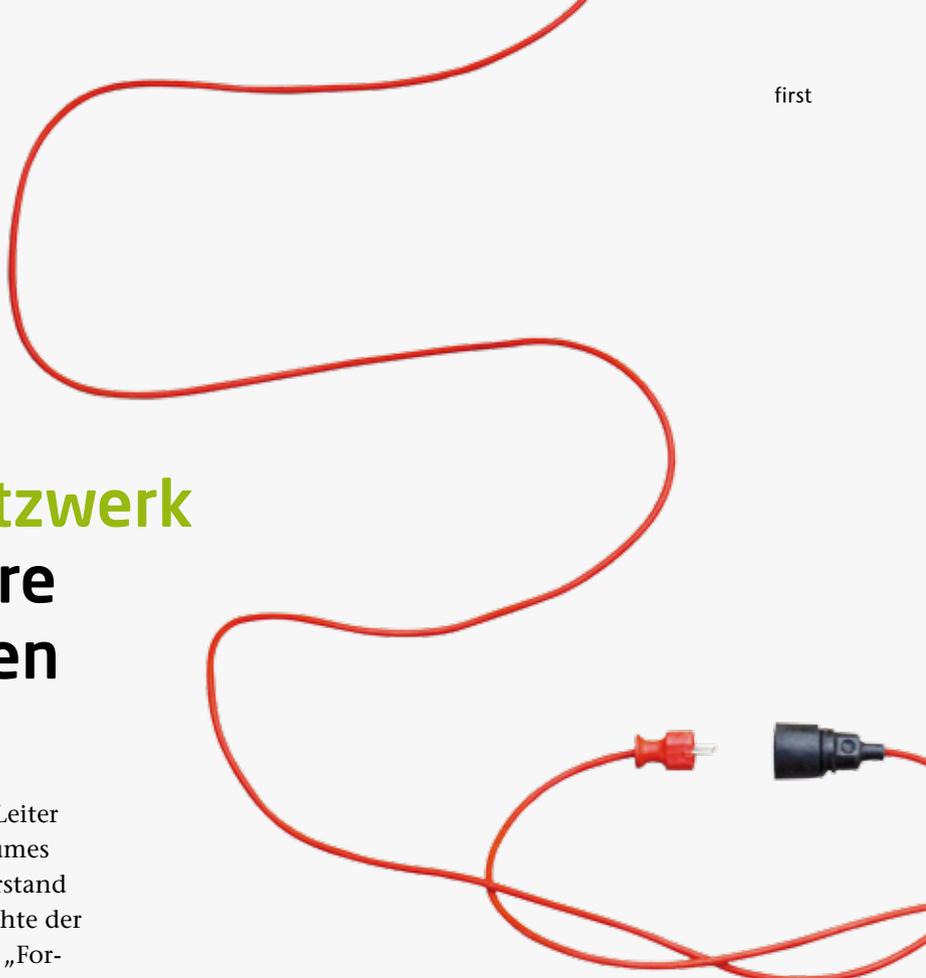
Das first-Netzwerk hat es innerhalb kurzer Zeit geschafft, junge motivierte Forscherinnen und Forscher aus unterschiedlichen Disziplinen für eine Fragestellung zu begeistern. Dabei war es in der Zusammenarbeit äußerst gewinnbringend zu beobachten, wie sich die thematisch weit auseinanderliegenden Teilprojekte auf einer Metaebene finden und sich gegenseitig befruchten.¹

Anfang des Jahres 2013 lud das Land Niederösterreich annähernd 500 Forscherinnen und Forscher sämtlicher Fachgebiete ein, an einer Grundstrategie für Forschung, Technologie und Innovation (FTI) mitzuwirken. Am 23. Jänner kam in einer beeindruckenden Veranstaltung im Sitzungssaal des NÖ Landtags neben der großen Mehrheit von Vertreter/inne/n der

Technik, Naturwissenschaften und Medizin mit dem Spieltheoretiker Ernst Strouhal auch die Geistes- und Kulturwissenschaft zu Wort. Ausdrücklich erwähnte er das Institut für jüdische Geschichte Österreichs als renommierte Einrichtung für ein bedeutendes Forschungsfeld. Im darauf folgenden ersten Diskussionsprozess wurden fünf grundlegende Forschungsgebiete definiert: „Agrartechnologie, Lebensmittel & Veterinärmedizin“, „Gesellschaft & Kultur“, „Gesundheit & Medizin“, „Naturwissenschaft & Technik“ sowie „Umwelt, Energie & Ressourcen“. Auf dieser Basis entwickelte der aus Vertreter/innen von Wissenschaft, Industrie und Land bestehende Lenkungskreis sieben Themenfelder, darunter – neben Wasser, Ökosystemen, nachwachsenden Rohstoffen, Landwirtschaft und den musealen Sammlungen Niederösterreichs – die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften (GSK).²

Entwicklung von Forschungsfeldern

In mehreren überaus anregenden Workshops erarbeiteten jeweils zehn bis 20 Forscher/innen, Lehrende und Leiter/innen von wissenschaftlichen und Bildungseinrichtungen Konzepte für Forschungsbereiche, die in einem weiteren Schritt der FTI-Lenkungsgruppe zur Förderung vorgeschlagen werden sollten. Aus den scheinbar so unterschiedlichen Institutionen und Forschungseinrichtungen der GSK mit Sitz in NÖ kristallisierten sich eine gemeinsame Maßnahme und zwei Themenkreise heraus: ein vorerst noch nicht näher definiertes „GSK Department für kulturelles Erbe“ und die beiden Forschungscluster „Migration“



first

Forschungsnetzwerk Interdisziplinäre Regionalstudien

und „Raum“. Kurz darauf stellte der damalige Leiter des Instituts für Geschichte des ländlichen Raumes (IGLR) Ernst Langthaler – inzwischen ist er Vorstand des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Johannes-Kepler-Universität Linz – das Modell „Forschungsnetzwerk Interdisziplinäre Regionalstudien“, kurz „*first*“, vor. Um die wissenschaftliche Qualität zu garantieren, sollten darin nur diejenigen eigenständigen niederösterreichischen GSK-Institute vertreten sein, die bereits durch die Einwerbung international evaluierter Drittmittel, wie z. B. FWF-Projekte, ihre Exzellenz unter Beweis gestellt hatten. Als Gründungsmitglieder formierten sich demgemäß außer dem Injoest das IGLR, das Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit der Universität Salzburg (IMAREAL) und das Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgen-Forschung/Außenstelle Raabs (BIK). Nachdem sich Ende 2015 das Zentrum für Migrationsforschung vom IGLR abgelöst hatte, wurde es ebenfalls Partnerinstitut.

Anfangs noch sehr idealistisch und allgemein wurden an *first* Erwartungen gerichtet: gemeinsame Nutzung der Ressourcen, Erfahrungen und Kontakte aller *first*-Institute, Erschließung neuer Quellenbestände sowie die gemeinsame Erarbeitung von Methoden und Konzepten und nicht zuletzt höhere Sichtbarkeit und daher auch besserer Zugang zu großen internationalen Forschungsprogrammen und Fördermitteln. Aus den ursprünglich vorgesehenen umfassenden Themen „Migration“ und „Raum“ formulierten die Teams der *first*-Institute zwei Forschungsverbünde, nämlich „Migration“ und „Nahrung und Ungleich-

heit“. Die gemeinsam erarbeiteten wissenschaftlichen Grundlagen sollen neue Impulse und Denkansätze für die gesellschaftspolitische Diskussion dieser beiden höchst aktuellen Themen liefern. In beiden Verbänden kooperiert mit seiner sozialwissenschaftlichen Kompetenz das Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung der Fachhochschule St. Pölten.

In zahlreichen Arbeitstreffen arbeiteten die Leiter/innen der beteiligten Institute einerseits Statuten für *first* und die Rechte und Pflichten seiner Gremien und Mitglieder aus; andererseits entwarfen deren Mitarbeiter/innen insgesamt elf Teilprojekte, die in einer gemeinsamen Klammer zu „Migration“ bzw. „Nahrung“ forschen sollten. Dabei stehen nicht nur inhaltliche Ergebnisse im Fokus; Ziel ist auch die Vorbereitung mehrerer Forschungsanträge in großen nationalen und internationalen Programmen wie dem FWF oder den diversen Calls der EU-Forschungsförderung. Die im Oktober 2015 bei der zuständigen Abteilung für Wissenschaft und Forschung des Landes NÖ für zwei Jahre beantragten Fördermittel dienen also nicht nur der reinen Forschung und der Verbreitung

der Ergebnisse, sondern stellen auch eine Anschubfinanzierung für Anträge dar, die ein einzelnes kleines GSK-Institut nicht alleine bewerkstelligen könnte. Zur administrativen Unterstützung wurde am Department für Kunst- und Kulturwissenschaften der Donau-Universität Krems das *first*-Netzwerkmanagement eingerichtet, in welchem die Historikerin Edith Blaschitz für die Koordination und „PR“ der *first*-Aktivitäten zuständig ist. Einige Mitarbeiter/innen nahmen bereits Anfang des Jahres 2016 die Arbeit auf, weitere Stellen

mussten erst ausgeschrieben und besetzt werden, sodass schließlich ab April 2016 *first* auf vollen Touren zu laufen begann.³

Die beiden Forschungsverbände

Der Forschungsverbund „Migration“ umfasst sechs Projekte zum Zeitraum von 1500 bis zur Gegenwart.⁴ Grundsätzlich wird Migration als längerfristige Verlegung des Lebensmittelpunkts definiert, dessen Ursa-



chen und Bedingungen von optimaler Chancennutzung bis Gewalt und Vertreibung reichen können. Flucht und Arbeitsmigration sind allerdings viel weniger deutlich voneinander abgrenzbar, als dies heute in den Medien suggeriert wird. Alle Akteure von Migrationsbewegungen, sowohl die hinzuziehenden als auch die ansässigen, sind mit der Frage nach Identität, dem Eigenen und Anderen und dessen Bewertung konfrontiert. Daher beschäftigt sich jedes Teilprojekt mit Identität(en) zwischen Eigendefinition und Fremdzuschreibung im Kontext von politischen und materiellen Bedingungen. Jedes Projekt forscht zu Integration/Segregation, Inklusion und Exklusion und der Beteiligung beider Parteien an diesen Prozessen.

Migration kann Ungleichheit zwischen Klassen, Geschlechtern, Ethnien und anderen Gesellschaftskategorien verursachen. Eine bedeutende Kategorie ist der Zugang zu Nahrung, den der Forschungsverbund „Nahrung und Ungleichheit“ in fünf Teilprojekten vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart erforscht.⁵ Die quantitative und qualitative Beschaffenheit der Nahrungsmittel, die Personen und Gruppen alltäglich erwerben und konsumieren können, hängt eng mit deren Positionen im Gesellschaftsgefüge sowie Selbst- und Fremdbildern zusammen. Marginalisierte Personen und Gruppen der Gesellschaft sehen sich besonderen Ernährungsproblemen gegenüber. Dies stellt Politik und Öffentlichkeit vor Entscheidungen, die einer soliden wissenschaftlichen Grundlage bedürfen. Die beiden Forschungsverbände arbeiten daher eng zusammen und einige Projekte sind direkt aufeinander bezogen. Die Verbindung zum diesjährigen Thema unserer Sommerakademie stellen die Projekte von Christoph Lind („Koscher im Krieg. Die

Lebensmittelversorgung der jüdischen Bevölkerung Niederösterreichs 1914–1918“) und von Svjatoslav Pacholkiv („Flucht nach Niederösterreich: Galizische Juden 1914–1920“) her. Somit ergeben sich auch mit dieser Tagung Synergie und Kooperation.

Eine große Stärke, vor allem auch hinsichtlich der Anwendbarkeit und Vermittlung ihrer Forschungsergebnisse, ist der Fokus auf Objekte und Realien. In unterschiedlicher Ausprägung und Fragestellung werden diese von allen Teilprojekten berücksichtigt: mitgebrachte, nachgesandte und erworbene Gegenstände, Speisen und materielle Bedingungen, Dinge des täglichen Gebrauchs, virtuelle und symbolische Objekte, Sehnsuchts- und Erinnerungsobjekte. Mit allen diesen Aspekten im Zusammenhang steht die Frage nach dem Bedeutungs- und Kulturtransfer, nach veränderten Zuschreibungen und ganz allgemein nach der Wirkung von Migration auf beide Gesellschaften, der einwandernden und der aufnehmenden, vor allem auch in der Nahrung – man denke nur an den Verzehr von Kebab und asiatischen Nudeln im alltäglichen

Oben: Team des Forschungsverbunds „Nahrung und Ungleichheit“ (von links nach rechts): Bernhard Bachinger, Sarah Pichlkastner, Ulrich Schwarz, Christoph Lind, Ingrid Matschinegg, Gabriele Drack-Mayer © first

Unten: Team des Forschungsverbunds „Migration“ (von links nach rechts): Dieter Bacher, Jessica Richter, Josef Löffler, Anne Unterwurzacher, Svjatoslav Pacholkiv, Katharina Auer-Voigtländer, Johannes Pflegerl, Gabriele Drack-Mayer © first

**STARKE
STIMME**
DER NÖ WIRTSCHAFT!

<http://wko.at/noe>

Wir packen's an!
WKO NÖ
WIRTSCHAFTSKAMMER NIEDERÖSTERREICH



Straßenbild. Neben der wissenschaftlichen Verbreitung der Projektergebnisse auf den üblichen Wegen, also in Publikationen und Vorträgen, wird *first* seine Arbeit auch in kleinen mobilen Ausstellungen und Medieninstallationen, in einem „Museum des Augenblicks“, an unterschiedlichen Orten und zu verschiedenen Gelegenheiten präsentieren.

Stimmen aus der Forschungspraxis

Forschen in Kooperation lernt man an keiner Universität und nur selten in der wissenschaftlichen Praxis. Ulrich Schwarz (IGLR), Leiter des Forschungsverbunds „Nahrung und Ungleichheit“, formuliert treffend: *Du*

stehst mit allen in Konkurrenz! Du sollst kooperieren! Diese zwei Imperative prägen die gegenwärtige Wissenschaftswelt. In den first-Forschungsverbänden gelingt es, gemeinsam zu arbeiten, um konkurrenzfähig zu sein. Damit gelingt es auch, den oft zermürbenden Widerspruch zwischen den beiden Maximen in erfreuliches Zusammenarbeiten und gegenseitigen Ansporn umzumünzen. Diese Arbeitsweise stellt für alle Beteiligten Neuland und eine Herausforderung dar: Im Verbund (bei mir: Migration), meint Jessica Richter vom IGLR, treffen ja Forscher/innen mit ihren ganz unterschiedlichen Forschungsvorhaben zusammen, die zum Teil wirklich weit auseinanderliegen. Natürlich bedeutet es mehr Anstrengung und auch eine längere Einarbeitungs-/Zusammen-



Linke Seite, oben: Ausspeisung von Volksdeutschen nach dem Krieg in einem niederösterreichischen Flüchtlingslager, vermutlich Sammellager Melk © Haus der Heimat

Rotarmisten beim Essen, Österreich 1945/46 © BIK, Sammlung Stelz-Marx, Bestand Boris Zaitsev

Linke Seite, unten: Der Forschungsverbund „Migration“ bei der Arbeit © first

findungsphase, sich auf die Kontexte, theoretischen und forschungspraktischen Zugänge der anderen einzulassen und Gemeinsamkeiten, Ähnlichkeiten und Unterschiede wirklich herauszuarbeiten. Es lohnt aber sehr, das zu tun, weil wir so Vergleiche zwischen unseren und anderen Kontexten ziehen können und dabei doch viel über unsere eigenen Forschungsgegenstände lernen, was wir ohne die Perspektiven der anderen übersehen hätten. Dabei ist es super (aber ebenso kompliziert), dass die Verbünde interdisziplinär angelegt sind.

Interdisziplinarität verlangt nicht nur hohe Kompetenzen im eigenen Fach, sondern in erster Linie auch ein hohes Ausmaß an Kommunikationsbereitschaft, schon allein, um sicher zu gehen, dass die jeweiligen Begriffe auch von den anderen Disziplinen im selben Sinne verstanden werden. Ulrich Schwarz und Anne Unterwurzacher, die Leiterin des FV Migration, organisieren monatliche Arbeitstreffen für alle grundlegenden Fragen. Mit Sicherheit hatte nicht nur Sarah Pichlkastner (IMAREAL, FV Nahrung) anfangs ambivalente Gefühle: *Ich ging mit viel Vorfreude, aber auch etwas Skepsis in die gemeinsame FV-Arbeit. Da gemeinsames Arbeiten bereits mit fachverwandten Personen zur Herausforderung werden kann, war ich auf*

*das Funktionieren des gemeinsamen interdisziplinären Arbeitens gespannt. Nach einem Dreivierteljahr ist die Skepsis verflogen: Unsere Gruppe, die zugegebenermaßen einen Historiker/innen-Überhang aufweist, funktioniert als gemeinsam arbeitendes Team aus meiner Perspektive sehr gut. Bis jetzt habe ich jedes Arbeitstreffen mit vielen neuen Denkanstößen, mit Erstaunen über unsere Produktivität sowie mit Vorfreude auf das nächste Zusammenkommen verlassen. Injoest-Mitarbeiter Christoph Lind bezeichnet die Arbeit im FV Nahrung als so lehrreich wie herausfordernd. Während sich er und die anderen Historiker/innen sozialwissenschaftliche Grundbegriffe und Zugänge aneignen müssen (und wollen), ist auch die Minderheit der Sozialwissenschaftler/innen mit für sie ungewohnten Sichtweisen konfrontiert: *Neu und durchaus herausfordernd war für mich als Nicht-Historikerin der geschichtliche Blick auf mein gegenwartsbezogenes Projekt und dessen (vorläufige) Ergebnisse, konstatiert Gabriele Drack-Mayer vom Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung. Aus der bisherigen Arbeit im Forschungsverbund Nahrung konnte ich ein vertieftes Verständnis für die historische Gewordenheit meiner Forschungsergebnisse entwickeln, wovon sowohl mein Teilprojekt als auch der Verbund profitierten.**



Von links nach rechts: Dr. Thomas Kühnreiter, Leiter des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit; PD Dr. Martha Keil, Leiterin des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs; Mag. Hermann Dikowitsch, Leiter Gruppe Kultur, Wissenschaft und Unterricht, Land Niederösterreich; Univ.-Prof. Dr. Anja Grebe, Leitung Department für Kunst- und Kulturwissenschaften, Donau-Universität Krems; PD Dr. Ernst Langthaler, ehem. Leiter des Instituts für Geschichte des ländlichen Raumes; Univ.-Prof. Dr. Viktoria Weber, Vizerektorin für Forschung, Donau-Universität Krems; Mag. Philipp Lesiak, Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgenforschung; Dr. Edith Blaschitz, Netzwerkmanagement first, Donau-Universität Krems; Mag. Friedrich Faulhammer, Rektor Donau-Universität Krems; Mag. Martina Höllbacher, Leiterin Abteilung Wissenschaft und Forschung, Land Niederösterreich

Nicht zuletzt der intensive persönliche Austausch wird als ungemein belebend wahrgenommen, so meint – vermutlich stellvertretend für die meisten Mitarbeiter/innen – Anne Unterwurzacher: *Abgesehen von der Forschung im Feld kann Wissenschaft mitunter ein sehr einsames Geschäft sein: Alleine am Schreibtisch werden Ideen entwickelt, Auswertungen vorgenommen und Artikel verfasst. Ganz anders gestaltet sich die wissenschaftliche Arbeit im kooperativ angelegten Forschungsverbund Migration: Ideen werden gemeinsam diskutiert und entwickelt, unterschiedliche Sichtweisen auf das Thema Migration ausgetauscht und dadurch das je eigene Verständnis beträchtlich erweitert und in manchen Aspekten auch produktiv in Frage gestellt. Die Arbeit im Forschungsverbund erlaubt es, über den Tellerrand der eigenen Disziplin hinauszuschauen, und das ist gut so.*

Das ist gut so, aber sehr zeitaufwändig, arbeiten doch beide Forschungsverbünde auch intensiv an der internationalen Vernetzung und Sichtbarkeit auf Tagungen und durch Publikationen. Beide bereiten in Teilgruppen Anträge in großen, hoch kompetitiven Forschungsprogrammen vor. Die Bewilligungsrate beträgt je nach Programm entmutigende 10–25 Prozent, eine erfolgreiche Einreichung kann daher nicht garantiert werden. Doch bereits jetzt, nach sieben Monaten Projektzeit, zeigt sich, wie ertragreich Forschung in Kooperation sein kann, sowohl für die Arbeitsprojekte als auch für jede/n einzelne/n *first*-Mitarbeiter/in. Dieter Bacher (BIK, FV Nahrung) sieht sie deshalb *so gewinnbringend, weil sie Wissenschaftler und ihre Arbeitsmethoden aus zwei Fachrichtungen zusammenführt, die ansonsten leider viel zu selten kooperieren: Historiker und Sozialwissenschaftler*. Diese sowohl in der Migrations- als auch in der Nahrungsforschung bislang übliche Spaltung hat *first* richtungsweisend überwunden.

Anmerkungen

- 1 Bernhard Bachinger, Forschungsverbund Nahrung. Alle Zitate der Mitarbeiter/innen ergingen im April 2017 per Email an die Autorin.
- 2 FTI-Programm Niederösterreich: http://www.noe.gv.at/noe/Wissenschaft-Forschung/_FTI_Programm.html (2. 5. 2017)
- 3 Nähere Informationen: www.first-research.ac.at (2. 5. 2017).
- 4 Beschreibung der Teilprojekte: <http://first-research.ac.at/forschungsverbund-migration/> (2. 5. 2017).
- 5 Beschreibung der Teilprojekte: <http://first-research.ac.at/forschungsverbund-nahrung/> (2. 5. 2017).



LAND

OBERÖSTERREICH

Kulturland OÖ - Nützen Sie das Angebot!

- Linzer MUSIKTHEATER am Volksgarten als Bühne des 21. Jahrhunderts für Oper, Operette, Musical und Ballett
- OÖ LANDESMUSEUM als Universalmuseum für Natur, Kultur und Kunst
- OÖ KULTURQUARTIER – Landeskulturzentrum Ursulinenhof, Kunstsammlung und Offenes Kulturhaus – als internationales Kunst- und Festivalzentrum
- ANTON BRUCKNER PRIVATUNIVERSITÄT als Ausbildungsstätte für Musik, Schauspiel und Tanz
- OÖ LANDESBIBLIOTHEK – alles rund ums Lesen, ein zeitgemäßer Dienstleister für Studium und Praxis
- ARTOTHEK – Bibliothek für Kunstwerke - moderne Kunst zum Ausleihen für zu Hause

**KULTUR
HAUTNAH!**


KULTUR

WWW.LAND-OBEROESTERREICH.GV.AT

Inhalt

Sabine Hödl	Editorial	1
Erwin Schmidl	Jüdische Soldaten der k.u.k. Armee und ihr Einsatz im Nahen Osten während des Ersten Weltkrieges	2
Alma Hannig	„Es war sehr notwendig, dass ich alles mit eigenen Augen sehe.“ Der Maler Maximilian Liebenwein im Ersten Weltkrieg	12
Benjamin Grilj	Jüdische Soldaten in den russischen Armeen Rekrutierung, Aufstieg und Marginalisierung	22
Sabine Hank	Quellen zum Kriegseinsatz deutscher Juden 1914–1918 im Archiv der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum	32
Gerald Lamprecht	Jüdische Kriegserinnerung während und nach dem Ersten Weltkrieg	42
Christoph Lind	Koscher im Krieg. Die Versorgung des jüdischen Wien mit ritueller Kost (1914–1918)	52
Clemens Ableidinger	„Die religiösen Pflichten ihrer Confession“ Jüdinnen und Juden in der Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling 1914–1918	60
Martha Keil	Forschung in Kooperation: <i>first</i> – Forschungsnetzwerk Interdisziplinäre Regionalstudien	68

Impressum: Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, Tel.: +43 2742 77171-0, Fax: DW-15, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at. Chefredaktion und PR-Verwaltung: Dr. Sabine Hödl. Design: www.renate-stockreiter.com. Lithografie: pixelstorm. Druck: rema print.

© Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Alle Rechte vorbehalten. Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für jüdische Geschichte Österreichs.

Wir danken dem Bundeskanzleramt, der Erzdiözese Wien, der Wirtschaftskammer Österreich und der Mondi Neusiedler GmbH für die Unterstützung der Zeitschrift.